

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Raubvögel.

Erster Band.

Raubvögel.

Roman

von

M. E. Braddon.

Verf. von: „Lady Audley's Geheimniß" — „Henry Dunbar" etc.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Aug. Kretzschmar.

Erster Band.





Berlin,

Verlag von Otto Janke.

[1869]


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

Verderbliche Freundschaft.



Erstes Capitel.

Das Haus in Bloomsbury.

Es giebt einige Häuser, welche äußerlich das Gepräge der Solidität tragen — Häuser, welche selbst den Gemüthern der mißtrauischsten Fleischer und Bäcker Vertrauen einflößen — Häuser, an deren Thüren der Handwerker seine Waaren ohne Befürchtungen abliefert und von deren sauberen, makellosen Thürstufen die Gassenbuben der Nachbarschaft sich fern halten wie von einem Altare, der zu heilig ist, um zum Schauplatz für Kinderpossen zu dienen.

Ein solches Haus stand vor einigen Jahren in einer der kleinen Straßen jener Region, welche zwischen Holborn und der St. Pancratiuskirche liegt.

Vielleicht ist es die Eigenschaft der Supersolidität, sich auf unangenehme Weise bemerkbar zu machen. Der makellose Glanz des Hauses Nr. 14 in Fitz-

georgestreet war ein immerwährender Vorwurf für jedes andere Haus in dieser schwarzen, verräucherten Straße, denn dieser einzige reinliche Punkt machte den ringsum herrschenden Schmutz erst recht auffällig.

Die Musselinvorhänge an den Fenstern von Nr. 15 hätten nicht so verräuchert gelb ausgesehen, wenn die Vorhänge in Nr. 14 nicht in so pharisäischer Weiße gestrahlt hätten.

Mrs. Magson, die Wirthin von Nr. 13, war eine bescheidene Logisvermiethrin, die mit ihrem Zins bei dem Hausbesitzer immer mehr oder weniger im Rückstand war, und es war hart für sie, daß ihre Thürstufen, auf welche sie so viel Arbeit und Putzstein verwendete — abgesehen von den Flanelllappen, die, wenn man das ganze Jahr berechnete, auch ihr Geld kosteten — durch die unübertreffliche Sauberkeit der Stufen von Nr. 14 stets in den Schatten gestellt wurden.

Nicht zufrieden damit, als unübertreffliches Muster der Solidität dazustehen, trachtete das widerwärtige Haus sogar nach einem gewissen Grad von Schönheit. An den Fenstern standen Blumen, grell scharlachrothe Geraniums, die das Vorrecht zu haben schienen, von allen Uebelständen, wovon Geraniumstöcke gewöhnlich heimgesucht werden, verschont zu bleiben, so unmöglich war es, ein welkes Blatt oder eine Spur von kärglichem Wachsthum daran zu entdecken.

Im Schatten der Musselinvorhänge hingen Vogelkäfige, und der Anstrich des Mauerwerks ward durch das lebhafte Grün der Jalousien auf angenehme Weise gehoben. Die frisch gefirnißte Hausthür war mit einem blendend blanken Messingschild versehen, und die Wirkung, welche durch diese Combination von weißen Thürstufen, scharlachrothen Geraniumstöcken, grünen Jalousien und blankem Messingschild hervorgebracht ward, war eine so zu sagen aufdringlich brillante.

Die Leute, welche das Glück gehabt hatten, das Innere dieses Hauses zu schauen, nahmen ein Gefühl von Bewunderung mit hinweg, welches nahe an Neid grenzte. Die Sauberkeit des Innern entsprach nämlich der des Aeußern in jeder Beziehung, und man betrachtete das Haus gewissermaßen, als werde es von einem geheimnißvollen Wesen bewohnt, welches einer höheren Gattung angehöre als gewöhnliche Hauswirthe.

Die Inschrift auf dem blanken Messingschild verkündete, daß Nr. 14 von einem „Mr. Sheldon, Zahnarzt" bewohnt ward, und die übrigen Bewohner von Fitzgeorgestreet ergingen sich in ihren Mußestunden in allerlei Vermuthungen über den Charakter, den Erwerb und die sonstigen Verhältnisse des genannten Gentleman.

Natürlich war derselbe außerordentlich solid. In

dieser Beziehung hegte keiner seiner Nachbarn auch nur den mindesten Zweifel. Ein Hausbewohner mit solchen Thürstufen und solchen Musselinvorhängen konnte nichts Anderes sein als der correcteste aller Menschen, denn wenn es irgend ein äußeres Merkmal giebt, wodurch ein ausschweifender Lebenswandel oder ein regelloser Sinn sich auf untrügliche Weise kundgiebt, so ist es in dem gelben und zerknautschten Zustande von Musselinvorhängen zu finden.

Die Augen sind die Fenster der Seele, sagt der Dichter, wenn man aber die Augen eines Menschen nicht zu sehen bekommen kann, so kann man von den Fenstern seines Hauses auf seinen Charakter als Mensch und seine Solidität als Bürger schließen. Wenigstens war dies die Meinung, welcher man in Fitzgeorgestreet, Russell Square, huldigte.

Mr. Sheldon's Person und Lebensgewohnheiten standen auch wirklich mit dem Anblick, den sein Haus darbot, in vollkommenem Einklang. Der makellose Schnee der Thürstufen reproducirte sich in dem makellosen Schnee seines Oberhemdes; der Glanz des Messingschildes ward von dem Glanz seiner goldenen Chemisetteknöpfchen zurückgeworfen; der Firnißanstrich der Thür glich der glänzenden Fläche seiner schwarzen Atlasweste, und der sorgfältige Ausputz des Mauerwerks ward gewissermaßen durch die vollkommene Ordnung seiner polirten Fingernägel und den un-

tadelhaften Zustand seines Hauptthaars und Backenbarts nachgeahmt.

Kein Zahnarzt oder Mediciner irgend welcher Art hatte das Haus in Fitzgeorgestreet bewohnt, ehe Philipp Sheldon sich hier niederließ. Das Haus hatte über ein Jahr unbewohnt gestanden und befand sich im letzten Stadium der Vernachlässigung und des Verfalls, als die Zettel plötzlich von den Fenstern verschwanden und geschäftige Maler und Maurer ihre Leitern an die verräucherten Wände lehnten.

Mr. Sheldon miethete das Haus auf sehr lange Zeit und verwendete daher zwei- oder dreihundert Pfund auf Verschönerung desselben.

Als sämmtliche Reparaturen und Decorationen fertig waren, kamen zwei große Wagenladungen Möbels, die sich durch jene altväterische Schwerfälligkeit auszeichneten, die unbedingt auf Solidität schließen läßt, von dem Euston Square Bahnhof, während ein junger Mann von nachdenklichem Ansehen bald in dem einen, bald in dem andern der leeren Zimmer sich auf die Knie niederließ und mit einem drei Fuß langen Lineal, einem kleinen länglichen Notizbuch und einem kleinen Bleistift Messungen vornahm und das Resultat derselben aufzeichnete.

Dieser junge Mann war ein Emissär aus einer Teppichhandlung, und ehe es noch Abend ward, wußte mehr als ein Bewohner von Fitzgeorgestreet, daß der

junge Mann beauftragt sei, die Zimmer mit neuen Teppichen auszustatten.

Der neue Bewohner des Hauses war augenscheinlich ein Mann von Thätigkeit und Energie, denn kaum waren nach seiner Ankunft drei Tage vergangen, so verkündete auch schon das Messingschild an seiner Hausthür seinen Beruf, während ein netter kleiner Glaskasten, der so angebracht war, daß Vorübergehende ihn bequem sehen konnten, Proben von der Geschicklichkeit des Mannes in Anfertigung künstlicher Gebisse zur Schau stellte und den Knaben der Nachbarschaft, welche die hinter dem Glase ausgestellten weißen Zähne mit dem unnatürlichen rothen Zahnfleisch in sehr ungenirten Ausdrücken kritisirten, Stoff zu Belehrung und Unterhaltung lieferte.

Mr. Sheldon's Verkündung seines Handwerks beschränkte sich aber nicht blos auf das Messingschild und den Glaskasten. Einige Tage lang nach der Ankunft des Zahnarztes beging ein junger Mann in etwas schäbiger Kleidung die ganze Nachbarschaft, pochte an allen Thüren an und gab sauber gedruckte Circulare ab, deren Inhalt zufolge Mr. Sheldon, Zahnarzt, Fitzgeorgestreet Nr. 14 wohnhaft, eine neue Methode, falsche Zähne einzusetzen, erfunden hatte, die unvergleichlich besser war als jede andere bis jetzt bekannte, und daß er ferner die Natur selbst durch sein neu erfundenes Corallen-Zahnfleisch über-

troffen, welches er mit einem unaussprechbaren Mischmasch von Griechisch und Lateinisch bezeichnete, der darauf berechnet war, in den Gemüthern ungebildeter Laien eine ehrfurchtsvolle Scheu zu erwecken.

Die Fitzgeorgianer schüttelten, als sie diese Circulare lasen, mit prophetischem Ernst die Köpfe. Hausbesitzer in beschränkten Umständen, denen es sehr schwer wird, eine mit jedem Jahre zunehmende Verringerung ihres Besitzstandes vor den Augen Anderer zu verbergen, empfinden eine gewisse grimmige Befriedigung, wenn sie sehen, daß ein Anderer auch seinem Ruin entgegengeht. Fitzgeorgestreet und die angrenzenden Gassen hatten schon lange ohne die Dienste eines Zahnarztes existirt, aber es war sehr zweifelhaft, daß ein Zahnarzt von der Kundschaft existiren könne, die in dieser Umgebung zu erwerben war. Mr. Sheldon hatte sein Zelt hier vielleicht in der Meinung aufgeschlagen, daß überall, wo Menschen leben, es auch Zahnschmerzen gebe, und daß der Mann, welcher ein dem schwachen Geschlecht so gemeinsames Uebel zu heilen verstehe, kaum verfehlen könne, sein Brod zu verdienen, möchte er nun sein entsetzliches Atelier aufschlagen, wo er wollte.

Einige Zeit nach seiner Ankunft beobachteten ihn daher die Leute, stellten Vermuthungen über ihn an und betrachteten ihn, trotz der massiven Schwerfällig-

keit seiner Möbels und dem makellosen Glanz seiner Fenster, mit etwas argwöhnischen Blicken.

Seine Nachbarn fragten einander, wie lange all' dieser äußere Anschein von Wohlstand dauern würde, und in dieser Frage lag eine keineswegs ermuthigende Bedeutung.

Die Fitzgeorgianer waren daher nicht wenig überrascht, und fühlten sich vielleicht ein wenig in ihrer Erwartung getäuscht, als sie fanden, daß der neu etablirte Zahnarzt sein Terrain behauptete, daß die Musselinvorhänge dann und wann in all' ihrer makellosen Reinheit erneuet wurden, daß die Vorräthe von Putzstein, Oel und Flanell so unversiegbar waren wie ein perennirender Springquell, und daß der unbefleckte Schnee von Mr. Sheldon's Oberhemden seine ursprüngliche Weiße behielt.

An die Stelle von Neugier und Mißtrauen trat nun ein gewisser Grad von halb neidischer Achtung und Ehrfurcht.

Ob der Zahnarzt viel Kunden hatte, dies konnte Niemand mit Gewißheit sagen. Es giebt keinen Stand und kein Gewerbe, wobei der sich Emporarbeitende nicht wenigstens einen schwachen Anschein von Ermuthigung erhielte. Man sah zuweilen Fußgänger mit verzerrten Gesichtern und krampfhaft vorgehaltenen Taschentüchern wie wahnsinnig nach der Thür des Zahnarztes rennen, dann, von plötzlicher Angst gepackt,

einen Augenblick stehen bleiben, und dann mit matter Hand den Griff einer unbeugsamen Klingel ziehen. Man hatte gehört, wie Droschken sich jener verhängnißvollen Thür näherten — meistentheils an nassen Tagen, denn es scheint, als ob regneriges oder feuchtes Wetter sich vorzugsweise zum Zahnausziehen eignete.

Man wußte, daß ältliche Damen und Herren schon vielmal in dem schönen Hause gewesen waren. Es ging eine Sage von einer alten Dame, welche, als sie in einer offenen Chaise vorfuhr, beinahe wie eine Hexe ausgesehen hatte und eine halbe Stunde später als ein verschönertes und erneutes Wesen wieder fortgefahren war.

Die eine Hälfte der Fitzgeorgianer behauptete, Mr. Sheldon habe sich eine sehr nette kleine Praxis erworben und lege Geld zurück, die andere Hälfte dagegen war immer noch bedenklich und mißtrauisch, und sprach ihre Meinung dahin aus, der Zahnarzt habe jedenfalls einiges Privatvermögen und setze auf diese Weise sein kleines Capital zu.

Im Laufe der Zeit erfuhr man, daß Mr. Sheldon seine Vaterstadt, Little Barlingford in Yorkshire, wo sein Vater und sein Großvater auch schon als Zahnärzte gewirkt, verlassen hatte, um sich in London zu etabliren. Er hatte die bedeutende Praxis, welche er dort gehabt, vortheilhaft verkauft und seine Haus-

geräthschaften — die schwerfälligen Stühle und Tische, deren Holz sich unter der unermüdlichen Hand seiner Großmutter dunkler gefärbt — nach der Metropole geschafft, in der bestimmten Erwartung, daß seine Talente und seine Erscheinung, seine Geschicklichkeit und sein Fleiß nicht verfehlen würden, ihm eine gute Stellung zu bereiten.

Man erfuhr ferner, daß er einen Bruder hatte, einen Advocaten, der ebenfalls in London in Gray's Inn wohnte und ihn sehr oft besuchte, daß er wenig andere Freunde oder Bekannte besaß, daß er ein glänzendes Muster von Solidität und Nüchternheit war, daß er im Anfange der dreißiger Jahre stand, noch unverheirathet war und sehr gut aussah, und daß sein Hauspersonal von einer häßlichen, aber sehr rührigen alten Frau, die er aus Barlingford mitgebracht, einem Mädchen, welches die nöthigen Gänge besorgte, und einem Knaben gebildet ward, der die Hausthür und das Consultationszimmer öffnete, und in den Zwischenzeiten auf geheimnißvolle Weise mit einer Feile und verschiedenen sonderbaren Klumpen Gyps, Wachs und Knochen in einem dunkeln, kleinen, an die Hinterseite des Hauses angebauten Schuppen thätig war.

So viel hatten die Bewohner von Fitzgeorgestreet in Bezug auf Mr. Sheldon, als er seit vier Jahren

in ihrer Mitte wohnte, herausgebracht, etwas Weiteres aber nicht.

Er hatte keine Bekanntschaften in dieser Umgebung gemacht und auch keine dergleichen zu machen gesucht. Diejenigen seiner Nachbarn, welche in's Innere seines Hauses gesehen, hatten dasselbe als Patienten betreten. Sie verließen es so zufrieden mit Mr. Sheldon, als nur immer Jemand mit einem Manne sein kann, von dessen Händen er soeben die größten Qualen auszustehen gehabt, und sprachen sich über die angenehmen Manieren des Zahnarztes und über sein feines, von Eau de Cologne duftendes weißes Taschentuch sehr schmeichelhaft aus.

Uebrigens lebte Philipp Sheldon völlig zurückgezogen und hing seinen Träumen nach. Seine Nachbarn gegenüber, die ihn an schwülen Sommerabenden beobachteten, wenn er am offenen Fenster saß und seine Cigarre rauchte, hatten von seinen Gedanken und Betrachtungen nicht mehr Kenntniß, als wenn er ein Kalmück oder ein abyssinischer Häuptling gewesen wäre.

Zweites Capitel.

Philipp Sheldon liest die „Lanzette".

Fitzgeorgestreet bot unter einem grauen Märzhimmel einen frostigen, öden Anblick dar, als Mr. Sheldon nach einwöchentlicher Abwesenheit von London hierher zurückkehrte.

Er war in Little Barlingford gewesen und hatte seine kurzen Ferien unter alten Freunden und Bekannten verlebt.

Das Wetter war den beliebten weiten Ausflügen zu Wagen oder zu Pferde, welche man bei solchen Gelegenheiten als ein ganz besonderes Vergnügen betrachtet, nicht günstig gewesen. Die stürmischen Winde eines ungewöhnlich kalten Märzmonats hatten Mr. Sheldon in den Gassen seiner Vaterstadt herumgetrieben und fast von den Thürschwellen seiner Verwandten hinweggeblasen.

Es ist daher kaum zu verwundern, daß er bei seiner Wiederankunft in London in keiner bessern Verfassung war, als in welcher er die Reise angetreten. Ja, es schien sogar, als hätte diese achttägige Abwesenheit einen nachtheiligen Einfluß auf ihn geäußert. Wenigstens sagte dies die alte Frau, die ihn bediente, während er ein Cotelett aß und zwei Tassen sehr starken Thee trank.

Mr. Shelton machte dieses improvisirte Mahl kurz ab. Es schien ihm daran zu liegen, den besorgten Aeußerungen seiner Haushälterin über ihn und seine Gesundheit ein Ende zu machen und sie aus dem Zimmer los zu werden.

Sie hatte ihn vor beinahe dreißig Jahren schon gepflegt, und die Erinnerung, daß sie zu der Zeit, wo er ein hübscher schwarzäugiger Knabe und sehr oft geneigt war, plötzlich und ohne alle sichtbare Veranlassung ganz steif am Körper und dunkelroth im Gesicht zu werden, sehr vertraut mit ihm gewesen, bewog sie, sich auch noch jetzt dann und wann gewisse Freiheiten herauszunehmen.

Sie beobachtete ihn verstohlen, während er in einem großen Armstuhl mit hoher Lehne saß und mürrisch in das mattbrennende Feuer schaute, und sie hätte ihn gern ein wenig in Bezug auf Barlingford und die Bewohner dieser Stadt ausgefragt.

Philipp Sheldon war aber nicht der Mann, ge-

gen welchen selbst eine alte Wärterin es wagen durfte, sich viele Freiheiten herauszunehmen. Er war ein guter Dienstherr, bezahlte seinen Leuten ihren Lohn mit unfehlbarer Pünktlichkeit und machte ihnen nicht viel Mühe.

Dabei aber war er auch zugleich in der ganzen Welt der Letzte, mit welchem ein geschwätziges Weib ihr Spiel treiben konnte. Dies gestand Nancy Woolper — aus Höflichkeit nannte man sie Mrs. Woolper — selbst ihrer nächsten Nachbarin Mrs. Magson, wenn ihr Herr das Thema eines kleinen Nachmittagklatsches abgab.

Die Häupter eines Haushalts können jahrelang eins in des andern Nähe wohnen, ohne auch nur die äußere Erscheinung ihrer Nachbarn kennen zu lernen, in den Dienerstuben vornehmer Häuser aber findet ebenso wie in den verschiedenen Küchen des Mittelstandes ein lebhafter Austausch von Höflichkeiten und freundschaftlichen Besuchen statt, mag der Hausherr ein so ungeselliges Geschöpf sein als er nur immer will.

„Ihr könnt das Theegeschirr wegnehmen, Nancy," sagte Mr. Sheldon, indem er sich plötzlich aus dem düstern Hinbrüten aufrüttelte, in welches er seit den letzten zehn Minuten versunken gewesen. „Ich habe heute Abend sehr viel zu thun und erwarte auch den Besuch meines Bruders. Vergeßt nicht, daß ich für Niemanden weiter zu Hause bin als für ihn."

Die alte Frau stellte das Theegeschirr auf ihr Präsentirbret, beobachtete aber immer noch verstohlen ihren Herrn, welcher mit ein wenig geneigtem Kopfe dasaß und seine hellen schwarzen Augen auf das Feuer mit jenem unverwandten Blick geheftet hielt, welcher den Augen eigenthümlich ist, die von dem Gegenstand, den sie zu betrachten scheinen, weit hinweg sehen.

Sie war gewohnt, Mr. Sheldon stets mit ziemlicher Neugier zu beobachten, denn sie konnte sich selbst jetzt noch nicht recht mit der Thatsache befreunden, daß der schwarzäugige kleine Knabe, mit welchem sie so intim gewesen, sich zu diesem verschlossenen, unbeugsamen jungen Mann entwickelt haben könne, dessen Gedanken so fern von ihr waren.

Heute Abend aber beobachtete sie ihn aufmerksamer, als sie sonst zu thun pflegte, denn sie bemerkte in seinem Gesicht eine Veränderung, die sie in ihrer unbestimmten Weise zu erklären suchte.

Plötzlich blickte er von dem Feuer auf und sah, daß ihre Augen auf ihn geheftet waren. Vielleicht hatte ihn ein halbes Bewußtsein dieses neugierigen Blickes gestört, denn er sah seine Haushälterin unwillig an und rief:

„Was gafft Ihr so, Nancy?"

Es war nicht das erste Mal, daß er ihren wachsamen Augen begegnet war und dieselbe ungeduldige

Frage gethan hatte. Mrs. Woolper besaß aber jene nordische Geistesgegenwart, welche sich fast in jedem Falle zu helfen weiß, und war stets mit einer Frage oder einer Bemerkung bei der Hand, welche beweisen sollte, daß sie blos im eigenen Interesse ihres Herrn ihre Augen in so auffallender Weise auf ihn geheftet hatte.

„Ich überlegte eben, Sir," sagte sie, indem sie seinen strengen Blick mit ihren hellen, grauen, kleinen Augen unerschrocken aushielt, „ich überlegte eben, daß Sie gesagt hatten, Sie wären für Niemanden zu Hause, ausgenommen für Mr. Georg. Wenn nun Jemand in einer Droschke käme, der sich einen Zahn ausnehmen zu lassen wünschte — und bei diesem kalten Märzwind läßt sich erwarten, daß jetzt sehr viele Personen an Zahnweh leiden — wenn nun ein Patient käme, nämlich einer in einer Droschke, Sir —"

Der Zahnarzt unterbrach die alte Frau mit kurzem, bitterm Gelächter.

„Mir bringt weder der Märzwind noch der Aprilregen Patienten zu Fuße oder in Droschken; das solltet Ihr doch nun wissen, Nancy. Wenn aber dennoch ein Patient kommt, so laßt ihn auf alle Fälle eintreten und gebt ihm ein Zeitungsblatt zu lesen, während ich von meiner Zange den Rost abreibe. So, nun wißt Ihr's. Nehmt Euer Geschirr und — doch halt, ich habe Euch etwas Neues mitzutheilen."

Der Zahnarzt erhob sich bei diesen Worten, stellte sich mit dem Rücken gegen das Feuer und heftete seine Augen auf den Teppich, während Mrs. Woolper am Tische vor dem zum Forttragen fertig geordneten Theebret stehen blieb.

Ihr Herr ließ sie so einige Minuten warten, dann wendete er das Gesicht halb von ihr weg und betrachtete sich, während er sprach, zerstreut im Spiegel.

„Könnt Ihr Euch noch auf Mrs. Halliday besinnen?" fragte er.

„Das wollte ich meinen — Miß Georgina Cradock war ihr Familienname — man nannte sie gewöhnlich Miß Georgy, und sie war Ihre erste Geliebte. Wie sie sich jemals dazu entschließen konnte, diesen dicken unbeholfenen Halliday zu heirathen, ist mir heute noch unbegreiflich. Das arme gute Mädchen! Ich glaube, sie hatte sich in seine großen runden blauen Augen und seinen rothen Backenbart verliebt."

„Nein, dies war nicht der Fall, Nancy; ihre Eltern hatten sich vielmehr in sein schönes Landgut verliebt," antwortete Mr. Sheldon, indem er sich noch immer im Spiegel betrachtete. „Georgy selbst hatte damit sehr wenig zu schaffen. Sie ist eine von jenen Frauen, welche andere Leute für sich denken lassen. Indessen, Tom ist ein vortrefflicher Mensch, und Georgy konnte von Glück sagen, daß sie einen solchen

Mann evangelte. Die kleine Liebelei, die vielleicht zwischen ihr und mir bestanden hatte, war, als sie Tom heirathete, schon längst aus und vorbei. Mehr als eine Liebelei war es nie gewesen, und ich habe in meinem Leben mit so manchem Mädchen geliebelt, das wißt Ihr selbst, Nancy."

Es geschah nicht oft, daß Mr. Sheldon sich herabließ, gegen seine Haushälterin so mittheilsam zu sein. Die alte Frau nickte und kicherte in sich hinein, denn die ungewohnte Freundlichkeit ihres Herrn erfreute sie nicht wenig.

„Ich fuhr, während ich jetzt zu Hause war, einmal hinüber nach Hyley," erzählte der Zahnarzt weiter — er nannte Barlingford immer noch „zu Hause", obschon er die meisten Bande, welche ihn an seine Vaterstadt gefesselt, gelöst hatte. „Ich blieb bei den Hallidays zu Tische; Georgy ist immer noch so hübsch wie sonst und verträgt sich mit Tom ganz ausgezeichnet."

„Sind Kinder da, Sir?"

„Ein einziges Mädchen," antwortete Mr. Sheldon in gleichgültigem Tone. „Sie geht in Scarborough in die Schule, und ich bekam sie deshalb nicht zu sehen. Ich hörte jedoch, daß sie ein hübsches, kerniges Mädchen ist. Ich verlebte einen sehr angenehmen Tag bei den Hallidays. Tom hat sein Landgut verkauft. Es gefiel ihm in der dortigen Gegend nicht,

wie es scheint — es ist ihm dort zu kalt und zu kahl. Er ist einer von jenen großen, stämmigen Leuten, welche aussehen, als könnten sie Einen mit dem kleinen Finger zu Boden schlagen, und die gleichwohl bei jedem rauhen Lüftchen frösteln und zittern. Ich glaube nicht, daß er in einer festen Haut steckt, Nancy. Doch das geht uns weiter nichts an. Zehn Jahre wenigstens kann er noch leben, und ich hoffe es auch um Georgy's willen."

„Aber dennoch glaube ich nicht, daß er wohl daran gethan hat, Hyley Farm zu verkaufen," sagte Nancy nachdenklich. „Ich habe sagen hören, es habe vierzig Meilen um Barlingford herum den besten und fruchtbarsten Boden. Wahrscheinlich aber hat er es sehr gut bezahlt bekommen."

„Ja wohl, wenigstens sagte er mir, daß er das Besitzthum ungewöhnlich gut verkauft habe. Ihr wißt, Nancy, wenn ein Nordländer Gelegenheit hat, einen Profit zu machen, so läßt er sich dieselbe niemals entgehen."

Mrs. Woolper beantwortete dieses ihren Landsleuten gemachte Compliment durch ein vergnügtes Feixen, und Mr. Sheldon fuhr fort zu sprechen, indem er immer noch das Spiegelbild seines schönen Gesichts betrachtete und sich nachdenklich am Backenbart zupfte:

„Da nun Tom zum Landwirth, und zwar nur

zum Landwirth erzogen worden ist, so muß er sich in einem Klima, welches ihm besser zusagt, anzukaufen suchen. Seine Freunde haben ihm deshalb gerathen, es irgendwo in Devonshire oder Cornwall zu versuchen, wo er das Dach seines Hauses von Myrthen und Rosen überranken lassen und bis in den November hinein grüne Schoten für den Gemüsemarkt in London ziehen kann. Solche Landgüter sind, wenn er die Gelegenheit abwarten kann, wirklich zu haben, und er wird deshalb nächste Woche hierher nach London kommen, um sich ein wenig umzuthun. Da nun Georgy sowohl als auch er sich eben so wenig selbst zu helfen wüßten als wenn sie ein paar Kinder wären, so habe ich ihnen empfohlen, ihr Quartier bei uns zu nehmen. Bezahlung für das Logis nehme ich nicht, und wir werden uns ganz nach der Art und Weise von Yorkshire einrichten, denn natürlich erlauben meine Mittel mir nicht, ein paar Gäste einen Monat lang auf großartigem Fuße zu beherbergen und zu bewirthen. Glaubt Ihr, daß Ihr Alles besorgen könnt, Nancy?"

„O, warum sollte ich das nicht können? Ich bin keine solche faule Londoner Dirne, die eine halbe Stunde braucht, um eine Theetasse auszuwischen. Ich will schon fertig werden. Mr. und Mrs. Halliday werden dann wohl Ihr Zimmer bekommen, Sir?"

„Ja wohl; wir wollen ihnen das beste Zimmer

geben. Ich kann in jedem andern schlafen. Und nun geht hinunter und überlegt Euch die Sache, Nancy. Ich muß an meine Arbeit. Ich habe einige Briefe, die heute Abend geschrieben werden müssen."

Mrs. Woolper entfernte sich mit ihrem Theebret, erfreut über die ungewohnte Vertraulichkeit ihres Herrn, und durch den Gedanken an Gäste gar nicht unangenehm berührt.

Allerdings mußte sie sich auf viel Arbeit und Mühe gefaßt machen, die Monotonie ihres bequemen Lebens war ihr aber so drückend geworden, daß ihr der Gedanke an irgend eine Abwechselung angenehm sein mußte.

Uebrigens stand für sie dann das Vergnügen in Aussicht, das träge Geschöpf, die „Londoner Dirne", zur Arbeit antreiben zu können, und dann fielen für sie sicherlich gewisse kleine Profitchen ab, die eine geschickte Wirthschafterin in einem Hause, wo viel gegessen und getrunken wird, sich allemal verschaffen kann.

Mr. Sheldon selbst hatte während der letzten vier Jahre gelebt wie ein Einsiedler, und Mrs. Woolper, welche den Stand seiner Finanzen ziemlich genau kannte, hatte in seinem Interesse, oder vielmehr im Interesse des kleinen schwarzäugigen Knaben, den sie vor neunundzwanzig Jahren gewartet, sparsam und knapp gewirthschaftet. Um seinetwillen war sie um-

sichtig und ehrlich gewesen, und hätte gern auf den kleinen Gewinn verzichtet, der ihr von Rechtswegen zukam. Wenn aber wohlhabende Leute im Begriff standen, die Ausgaben ihres Herrn mit bestreiten zu helfen, so war eine so unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit nicht mehr am Platze, und wenn die Sache geschickt gemacht ward, so mußte Thomas Halliday die Kosten des Haushaltes während seines einmonatlichen Besuchs ganz allein tragen.

Während so Mrs. Woolper über ihre häuslichen Pflichten nachdachte, überließ der Herr der Wohnung sich Betrachtungen, die, wie es schien, von sehr ernster Art waren.

Er holte eine lederne Mappe von einem Seitentischchen, schloß sie auf und nahm eine Lage Briefpapier heraus, machte aber keine weitere Anstalt, die Briefe zu schreiben, um welcher willen er seine Haushälterin aus dem Zimmer geschickt hatte.

Er saß da, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, kaute an dem Ende eines hölzernen Federhalters und stierte die Wand an. Sein Gesicht sah in dem Gaslicht bleich und hohl aus, und die so mechanisch stierenden Augen hatten einen fieberhaften Glanz.

Mr. Sheldon war ein schöner Mann, nach dem volksthümlichen Begriff von männlicher Schönheit sogar ein außerordentlich schöner Mann, und wenn das populäre Ideal durch die Wachsköpfe, auf welchen

die Perückenmacher die Proben ihrer Kunst zur Schau zu stellen pflegen, ein wenig in's Gemeine gezogen worden ist, so gereicht dies Mr. Sheldon nicht zum Nachtheil.

Seine Züge waren regelmäßig, die Nase schön gebogen, der Mund fest und gut geformt, das Kinn etwas breiter als an dem wächsernen Ideal des Perückenmachers, und die Stirn in der Region der Wahrnehmungsorgane sehr vorragend, obschon sie der Merkmale höherer Fähigkeiten offenbar ermangelte.

Das Auge des Phrenologen wäre ohne Beihülfe der Finger nicht im Stande gewesen, die Geheimnisse von Mr. Sheldon's Organisation zu entdecken, denn einer der körperlichen Vorzüge des Zahnarztes war sein sehr schönes, volles Haar, welches er in künstlich arrangirten Massen trug, die für Locken galten, ihre Wellenform aber mehr einer geschickten Behandlung als einem natürlichen Hange verdankten.

Man hat gesagt, die Beherrscher der Welt seien Männer mit schlichtem Haar, und Mr. Sheldon hätte, insoweit dieses specielle Attribut in Frage kommt, kein Napoleon III. sein können. Sein Haar war tiefschwarz und sein Backenbart von derselben Farbe.

Letzterer war ebenfalls eine der starken Seiten des Zahnarztes, und die dritte waren seine Zähne, deren Vollkommenheit, vom Standpunkte des Hand-

werks aus betrachtet, einer schönen Ankündigung gleich zu achten war.

Für den Begriff, den ein Maler oder ein Dichter sich von Schönheit macht, waren diese Zähne allerdings ein wenig zu groß und zu eckig, und erweckten unangenehme Gedanken an ein gewisses geflecktes Thier, welches in einer Wildniß Indiens Menschenknochen zermalmt. Dennoch aber waren es schöne Zähne, und ihre blendende Weiße bildete zu dem etwas fahlen Teint des Zahnarztes einen wirkungsvollen Gegensatz.

Mr. Sheldon war ein fleißiger Mann. Er liebte die Arbeit und führte jede, die er sich einmal vorgenommen, mit consequenter Thätigkeit aus. Er war nicht gewohnt, sich eitlen Träumereien oder angenehmen müssigen Betrachtungen hinzugeben. Das Denken war bei ihm auch Arbeit, denn es war das „Aussinnen" dessen, was er künftig thun wollte, und eine eben so präcise und mathematische Verrichtung, wie die wirkliche Arbeit, welche die Folge davon war. Der Inhalt seines Hirns ward eben so sorgfältig bewahrt, wie das Hauptbuch eines gewissenhaften Geschäftsmannes. Seine Gedanken waren gleichsam alle eingewickelt und überschrieben, so daß er keine Zeit mit dem Suchen einer Idee zu verlieren brauchte.

Heute Abend saß er da und dachte nach, bis er

durch ein lautes zweimaliges Klopfen an die Hausthür unterbrochen ward.

Dieses Pochen war ein ihm augenscheinlich bekanntes, denn er murmelte „Georg", schob die Mappe auf die Seite und stellte sich auf den Teppich vor den Kamin, um den erwarteten Besuch zu empfangen.

Es ließ sich unten eine Männerstimme vernehmen, eine Stimme, die große Aehnlichkeit mit Philipp Sheldon's eigener hatte. Dann hörte man einen raschen, festen Tritt auf der Treppe, dann ward die Thür geöffnet, und ein Mann, der ebenfalls große Aehnlichkeit mit Philipp Sheldon hatte, trat in's Zimmer.

Es war dies Georg, der Bruder des Zahnarztes, und zwei Jahre jünger als dieser.

Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Männern war keineswegs wunderbar, nichtsdestoweniger aber sofort in die Augen springend. Niemand hätte allerdings so leicht den einen für den andern gehalten, aber Niemand hätte auch umhin gekonnt zu bemerken, daß die beiden Männer Brüder waren.

Sie glichen einander in Bezug auf die Gestalt mehr, als in Bezug auf das Gesicht. Sie waren von derselben Größe, nämlich beide lang und stark gebaut, beide hatten schwarze, hellglänzende Augen, schwarzen Bart, schwarzes Haar, muskulöse Hände mit hervorragenden Knöcheln, breite Fingerspitzen und starke

Handgelenke. Jeder schien die den Vorurtheilen des civilisirten Lebens gemäß geglättete und geformte Verkörperung urwüchsiger Gesundheit und Kraft zu sein.

Wenn man diese beiden Männer zum ersten Male sah, so konnte ihre Erscheinung einen günstigen oder ungünstigen Eindruck machen, aber man konnte schwerlich umhin, durch sie an jene starken, helläugigen, wilden Geschöpfe erinnert zu werden, welche in ihrer Art wohl schön und graziös, für den Menschen aber gefährlich und verderblich sind.

Die Brüder begrüßten einander mit freundlichem Kopfnicken. Sie waren beide viel zu praktisch, als daß sie sich auf eine sentimentale Entwickelung brüderlicher Zuneigung eingelassen hätten. Sie hatten einander sehr lieb und waren einander nützlich, und vergnügten sich mit einander bei jenen seltenen Gelegenheiten, wo sie schwach genug waren, die Zeit an Dinge zu verschwenden, die nichts einbrachten. Keiner aber würde es für möglich gehalten haben, darüber hinauszugehen.

„Na, alter Junge," sagte Georg, „ich freue mich, daß Du wieder da bist. Du siehst aber nicht recht wohl aus. Du hast Dich wohl dort weidlich umhergetrieben?"

„Ich habe ein paarmal mit Halliday und den anderen alten Freunden gezecht. Es geht etwas schnell mit ihm."

„Hm!“ murmelte Mr. Sheldon der Jüngere, „es ist schade, daß es nicht noch schneller mit ihm geht und er sich gänzlich um die Ecke drückt, so daß Du dann Georgy heirathen könntest.“

„Woher weißt Du, daß Georgy mich nehmen würde, wenn sie auch Wittwe wäre?“ fragte Philipp zweifelhaft.

„O, die würde Dich schon nehmen. Sie war sehr freundlich gegen Dich, ehe sie Tom heirathete, und wenn sie dies auch Alles vergessen hätte, so würde sie Dich doch nehmen, sobald Du sie haben wolltest. Sie würde sich nicht getrauen, Nein zu sagen. Du weißt selbst, daß sie sich von jeher vor Dir gefürchtet hat, Philipp.“

„Davon weiß ich nichts. Sie war ein hübsches, nettes, kleines Ding, aber trotz ihrer Einfalt verstand sie doch sehr wohl, einen armen Liebhaber fallen zu lassen und einen reichen zu ködern.“

„O, das war das Werk der Alten. Georgy wäre in einen Kessel mit siedendem Oel gesprungen, wenn ihre Eltern ihr gesagt hätten, sie müsse es thun. Weißt Du noch, wie sie, als wir noch zusammen Kinder waren, sich fürchtete, ihre Kleider zu beschmutzen? Ich glaube nicht, daß sie Tom Halliday aus eigenem freien Willen heirathete, eben so wenig als sie, wenn sie ihr Kleid zerrissen oder beschmutzt hatte, freiwillig im Winkel stand, wie ich sie wohl zwanzigmal habe stehen

„Wenn es Etwas giebt, was ich mehr hasse als etwas Anderes — und ich hasse sehr Vieles — so ist es ein schlechtes Feuer," sagte er. „Wie geht's in Barlingford — munter wie von jeher?"

„Nicht viel munterer, als da wir es verließen. Meine Hoffnung auf London hat mich getäuscht, und ich habe mich mehr als einmal stark versucht gefühlt, allen meinen Schwierigkeiten mittelst eines Rasirmessers oder einiger Tropfen Blausäure ein Ende zu machen; als ich aber die menschenleeren grauen Gassen in Barlingford, die viereckigen grauen Häuser, den leeren Marktplatz, die Baptistencapelle, die Unitariercapelle und die große, plumpe, massive Kirche sah und die Glocken schauerlich zum Abendgottesdienst läuten hörte, da wunderte ich mich, daß ich an einem solchen Ort auch nur eine Woche lang hatte existiren können. Lieber wollte ich in London ein Straßenkehrer sein, als in Barlingford das beste Haus bewohnen, und ich sagte dies auch zu Tom Halliday."

„Dieser wird, wie ich aus seinem Briefe ersehen, nach London kommen?"

„Ja, er hat Hyley Farm verkauft und wünscht eine passende Besitzung im Westen Englands zu finden. Der Norden sagt seiner Brust nicht zu. Er wird mit Georgy auf einige Wochen nach London kommen, und ich habe ihn eingeladen, bei mir zu wohnen. Ich kann das Haus eben so gut auch auf diese Weise

benutzen, denn in Bezug auf mein Geschäft nützt es mir sehr wenig."

„Hm!" murmelte Georg; „es leuchtet mir nicht ein, welchen Beweggrund Du dabei hast."

„Ich habe keinen besondern Beweggrund. Tom ist ein guter Kerl, und seine Gesellschaft ist besser als ein leeres Haus. Kosten wird mich der Besuch nichts, denn Halliday wird, was Essen und Trinken betrifft, für sich und seine Frau bezahlen."

„Na, vielleicht findest Du dann auf diese Weise Deine Rechnung," entgegnete Mr. Sheldon der Jüngere, welcher der Meinung war, daß der Mensch bei Allem, was er thut, seine „Rechnung zu finden" suchen müsse. „Ich glaube aber doch, dieser Besuch wird Dir auf die Länge unangenehm und langweilig werden. Tom ist in seiner Art ein ganz guter Kerl und auch ein intimer Freund von mir, dabei aber auch ein gewaltiger Strohkopf."

Hier ließ man dieses Thema ruhen, und die Brüder fuhren fort, von Barlingford und dessen Bewohnern, den wenigen noch übrigen Verwandten, deren Existenz ein Verbindungsglied zwischen den beiden Männern und ihrer Vaterstadt abgab, und den Zechgenossen ihrer Jünglingsjahre zu sprechen.

Der Zahnarzt brachte aus einem Wandschranke eine Flasche mit einem Rest Whisky zum Vorschein und klingelte nach heißem Wasser und Zucker, um

für sich und seinen Bruder ein Glas Grog zu brauen.

Nichtsdestoweniger aber wollte es mit der Conversation nicht mehr recht fort.

Philipp Sheldon war schweigsam und zerstreut, und beantwortete das, was sein Bruder fragte, oft verkehrt oder auch gar nicht, bis er endlich gestand, daß er müde und abgespannt sei.

„Die Reise von Barlingford mit dem langsamen Zuge ist kein Spaß, weißt Du, Georg, und den Eilzug zu benutzen, erlaubten meine Mittel mir nicht," sagte er im Tone der Entschuldigung, als sein Bruder ihm wegen seines zerstreuten Wesens Vorwürfe machte.

„Dann sollte ich meinen, es wäre am besten, wenn Du zu Bette gingest," sagte Mr. Sheldon der Jüngere, der ein paar Cigarren geraucht und den Inhalt der Whiskyflasche zu sich genommen hatte. „Ich werde mich deshalb drücken. Ich sagte Dir gleich, als ich vorhin eintrat, daß Du ganz ungewöhnlich sauertöpfisch aussähest. Wann erwartest Du Tom und seine Frau?"

„Zu Anfang nächster Woche."

„So bald schon! Nun denn, gute Nacht, alter Junge. Ich glaube, ich werde Dich noch einmal sehen, ehe diese Leutchen kommen. Du könntest mich morgen einmal in meiner Wohnung besuchen. Ich arbeite jetzt fleißig an etwas."

„Ist's etwas von Deiner gewöhnlichen Art?"

„Ja wohl; Arbeit anderer Art bekomme ich nicht viel."

„Und ich fürchte, bei dieser wird auch nicht viel für Dich herauskommen."

„Das weiß ich doch nicht. Wer sich zu einer Partie Whist niedersetzt, kann sehr viel Pech haben, ehe er einmal anständige Karten in die Hand bekommt; gleichwohl aber kriegt er sie ganz gewiß, dafern er nur lange genug sitzen bleibt. Jedem Menschen schlägt einmal die Stunde des Glücks, darauf kannst Du Dich verlassen, Philipp. Er muß sie nur abzuwarten wissen. Es giebt aber gar so Viele, welche müde werden und sich schlafen legen, ehe das Glück sie aufsucht. Ich habe schon viel Zeit und Mühe vergeudet, das Trumpf-Aß ist aber doch im Spiel und muß früher oder später mit herauskommen. Ta, ta, ta!"

Georg Sheldon nickte seinem Bruder zu und ging lustig pfeifend fort.

Philipp hörte dies und wendete mit einer Bewegung der Ungeduld seinen Stuhl nach dem Feuer herum.

„Du kannst sehr gescheidt sein, mein lieber Georg," sagte der Zahnarzt bei sich selbst, „aber dadurch, daß Du Testamente liesest und in Kirchenbüchern nach gesetzlichen Erben herumsuchst, wirst Du nie reich

werden. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß ein Sack Geld betteln geht, so lange noch Jemand existirt, der auch nur den leisesten Anspruch darauf machen kann. Nein, nein, mein Junge; Du mußt einen bessern Weg ausfindig machen als diesen, ehe Du reich wirst."

Das Feuer war wieder zusammengebrannt, und Mr. Sheldon stierte düster in die immer schwärzer werdenden Kohlen.

Es stand sehr schlecht mit ihm, und er hatte daraus kein Hehl gemacht, als er seine Angelegenheiten mit seinem Bruder besprach.

Jene Nachbarn und Passanten, welche die ungemeine Sauberkeit der Wohnung des Zahnarztes bewunderten, hatten keine Ahnung davon, daß der Herr dieses soliden Hauses in den Händen der Juden war und daß der Putzstein, womit seine Thürstufen weiß gemacht wurden, aus israelitischen Beuteln bezahlt ward.

Die Philosophie des Zahnarztes war ausschließlich von dieser Welt, und er wußte, daß der Glücksritter, der in dem großen Kampfe siegen will, nothwendig seinen Helmbusch unzerzaust und die goldenen Verzierungen seines Panzers blank erhalten muß, mögen seine Wunden auch noch so verzweifelt sein.

Da er fand, daß sein Versuch, in Fitzgeorgestreet Kundschaft zu finden, fehlgeschlagen war, so blieb ihm

als Mann von Welt nichts weiter übrig, als seinen Verlust, mit mehr oder weniger Gewinn für sich selbst, auf Jemanden anders zu übertragen.

Zu diesem Zweck bewahrte er die makellose Reinheit seiner Musselinvorhänge, obschon die Stärke, womit man sie gesteift, und das Bleichpulver, womit man sie weiß gemacht, für Geld gekauft waren, wofür er sechzig Procent Zinsen bezahlen mußte.

Zu diesem Zweck hegte er sorgfältig den bleichen Schatten einer Praxis und hielt jenen Schein von Solidität aufrecht, der in einer Welt, wo der Schein so viel gilt, schon an und für sich eine Art Capital ist.

Allerdings war es eine langweilige und ermüdende Aufgabe, die Citadelle Nr. 14 Fitzgeorgestreet gegen den grimmigen Belagerer Mangel zu behaupten; der Zahnarzt vertheidigte aber sein Terrain hartnäckig, denn er wußte, daß, wenn er nur lange genug wartete, der Dümmling, der sein Opfer sein sollte, kommen würde, und ebenso wußte er, daß ein Tag kommen konnte, wo es für ihn sehr nützlich sein würde, sich auf vier Jahre makelloser Solidität stützen zu können.

Er hatte seine Angeln an verschiedenen schattigen Stellen nach jenem unglücklichen Fisch mit einem kleinen Capital ausgeworfen und mehrmals Aussicht gehabt, ihn anbeißen zu sehen; dennoch aber sprach

er den Wunsch, sein Geschäft zu verkaufen, nicht laut aus, denn ein Geschäft, welches ausgeboten wird, ist kaum werth, daß Jemand es kaufe.

In der letzten Zeit hatten sich die Dinge für ihn immer schlimmer gestaltet, denn jeder Zeitraum von vierundzwanzig Stunden drückt einen Mann um so tiefer in den Schlamm, wenn prolongirte Wechsel mit seinem Namen in den eisernen Schränken der Juden dem Verfalltage entgegenreifen.

Philipp Sheldon sah sich allmälig und fast unbemerkbar in jenen bodenlosen Abgrund hinabsinken, in dessen schwarzen Tiefen der Dämon der Insolvenz seinen schauerlichen Hof hält.

So lange sein kleines Capital dauerte, hatte er sich von Schulden frei erhalten, als aber dieses erschöpft war und seine Praxis mit jedem Tage geringer ward, hatte er sich genöthigt gesehen, Hülfe bei Gelddarleihern zu suchen.

Der Stuhl, auf welchem er saß, das Schüreisen, welches er, während er sich über seinen Herd bückte, hin und her baumeln ließ, waren nicht mehr sein Eigenthum. Einer seiner jüdischen Gläubiger besaß einen Kaufwechsel auf sein Mobiliar, und er mußte sich jeden Tag darauf gefaßt machen, bei seiner Nachhausekunft die Bekanntmachung des Auctionators an der Mauer seines Hauses angeschlagen zu finden, während der Schreiber des Auctionators den Katalog

seiner Besitzthümer anfertigte. Wenn jetzt Jemand gekommen wäre, um seine Praxis zu kaufen, so wäre das erwartete Opfer zu spät gebracht worden, um seinem Interesse zu dienen. Die Männer, welche ihm das Geld geborgt hatten, würden dann die Einzigen gewesen sein, welche bei dem Handel gewonnen hätten.

Nur selten sieht ein Mensch sich einer schwärzeren Aussicht gegenüber als die, welche vor Philipp Sheldon lag, und dennoch war sein Benehmen heute Abend nicht die stumpfsinnige Apathie der Verzweiflung. Es war vielmehr das Benehmen eines Mannes, dessen Hirn mit regen Gedanken beschäftigt ist, der einen complicirten Plan auszuarbeiten und zu arrangiren hat, ehe er an die Ausführung desselben geht.

„Es wäre ein gutes Geschäft für mich," murmelte er, „wenn ich nur Muth genug hätte, es durchzuführen."

Das Feuer ging aus, während er noch so dasaß und das Schüreisen hin und her schwenkte. Auf den Thurmuhren von Bloomsbury St. Pancratius schlug es Zwölf, und immer noch saß Philipp Sheldon an seinem kalten Kamin in eifriges Hinbrüten versunken.

Die Dienstleute hatten sich um elf Uhr zur Ruhe begeben, nachdem sie mit Riegeln und Fensterläden und mit Zuschlagen von Thüren eine Menge unnöthigen Lärm gemacht.

Jenes unheimliche Schweigen, welches Häusern nach Mitternacht eigenthümlich ist, herrschte in Mr. Sheldon's Wohnung, und er hörte die Stimmen ferner nächtlicher Umhertreiber und das Miauen benachbarter Katzen mit peinlicher Deutlichkeit, während er so in seinem stillen Zimmer saß.

Der Umstand, daß eine Chiffonière von Mahagoni, die in einer Ecke stand, dann und wann ein schwaches Stöhnen hören ließ, als wenn ein darin verborgenes hülfloses Geschöpf Schmerzen empfände, störte ihn weiter nicht. Er war frei von abergläubischen Grillen, und alles Pochen und Kratzen des Geisterlandes wäre nicht im Stande gewesen, seinen Gleichmuth zu stören. Er war ein streng praktischer Mann — einer von jenen, welche stets bereit sind, mit einem Bleistift und einem Stück Papier Alles, was es in der Schöpfung giebt, auf Zahlen zu reduciren.

„Ich werde am besten thun, wenn ich diese Geschichte vollends lese ehe sie kommen," sagte er, als er allem Anschein nach den Gegenstand seines Hinbrütens „ausgedacht" hatte; „keine Zeit ist besser als die gegenwärtige, um es ruhig und ungestört zu thun. Am Tage kann man nie wissen, von wem man belauert wird."

Er warf einen Blick auf seine Uhr und ging dann an einen Wandschrank, in welchem Bündel Holz,

Zündhölzchen und alte Zeitungen lagen, denn er war dann und wann, wenn er ungewöhnlich spät des Abends oder früh des Morgens arbeitete, gewohnt, sein Feuer selbst anzuzünden.

Er that dies auch jetzt so geschickt wie das beste Hausmädchen, und blieb dann stehen und wartete, bis es ordentlich brannte. Dann zündete er eine Kerze an und ging hinunter in seine zahnärztliche Folterkammer.

Der hohe mit Roßhaar überzogene Stuhl nahm sich in dem unsichern Schein der Kerze förmlich gespensterhaft aus, und eine nervenschwache Person hätte sich fast einbilden können, es säße der Geist eines Patienten darin, der unter den Martern der Zange den Geist aufgegeben hätte.

Mr. Sheldon zündete das Gas des beweglichen Arms an, welchen er gewohnt war, den Patienten, die ihn des Abends consultirten, fast in den Mund hineinzudrehen. Zu beiden Seiten des Kamins standen Schränke, und in diesen beiden Schränken verwahrte der Zahnarzt seine technische Bibliothek.

Seine Bücher bildeten keine sehr werthvolle Sammlung, nichtsdestoweniger aber hielt er diese Schränke stets verschlossen.

Er nahm jetzt den Schlüssel aus seiner Westentasche, öffnete einen der Schränke und wählte aus

einer Reihe verräuchert aussehender Bände einen derselben.

Diesen trug er hinauf in das Zimmer, wo er sich unter das Gas setzte und das Buch an einer Stelle aufschlug, die mit einem Streifchen Papier eingezeichnet war.

Dieses Buch war ein Band der bekannten medicinischen Zeitschrift „Die Lanzette", und in diesem Buch las er mit angestrengter Aufmerksamkeit bis es auf den benachbarten Thurmuhren Drei schlug.

Drittes Capitel.

Mr. und Mrs. Halliday.

Zur bestimmten Zeit fanden Mr. Sheldon's Gäste sich ein.

Es waren Leute, die in ihrer Provinz dem Mittelstande angehörten, in ihrer eigenen Nachbarschaft als ungeheuer fein und gebildet galten, Londonern von demselben Range aber durchaus nicht glichen.

Mr. Thomas Halliday war ein großer, starker, lautsprechender, in der Regel gut gelaunter Yorkshirer, der von seinem fleißigen, sparsamen Vater ein hübsches kleines Gut geerbt hatte und dem es im Leben sehr leicht geworden war.

Er war Landwirth und nichts weiter als Landwirth, ein Mann, für den das Erdenleben kein höheres Vergnügen hat als eine Viehausstellung oder einen Pferdemarkt.

Das Gut, in welchem er geboren und erzogen worden, lag ungefähr sechs englische Meilen von Barlingford, und alle Freuden seines Knaben- und Jünglingsalters hingen mit dieser kleinen Marktstadt zusammen.

Er und die beiden Sheldons waren Schulkameraden und später Umgangsfreunde gewesen, und hatten gemeinschaftlich die Vergnügungen genossen, die es in Barlingford zu genießen gab.

Sie hatten im Winter mit denselben ländlichen Schönheiten in feinen Theegesellschaften geliebelt und im Sommer freundschaftliche Picknicks veranstaltet, bei welchen Essen und Trinken allemal die Hauptrolle spielten.

Mr. Halliday hatte Philipp und Georg Sheldon stets mit jener ehrerbietigen Bewunderung betrachtet, welche ein dummer Mensch, der sich seiner Beschränktheit bewußt ist, für einen klugen Freund und Genossen gewöhnlich empfindet.

Er war sich aber auch des Vortheils bewußt, den ein reicher Mann einem armen gegenüber besitzt, und er hätte sich wohl gehütet, die fruchtbaren Fluren von Hyley gegen die geistigen Fähigkeiten seiner Schulkameraden zu vertauschen.

Er hatte den substantiellen Werth seines gut möblirten Hauses und wohlversehenen Oekonomiehofs einsehen gelernt, als er und sein Freund Philipp

Sheldon als Bewerber um die Hand Georgina's Cradock, der jüngsten Tochter eines Advocaten in Barlingford, auftraten, welcher neben dem Zahnarzt, Philipp Sheldon's Vater, wohnte.

Philipp und Georgina waren Spielgenossen in den von langen Mauern eingefaßten Gärten hinter den beiden Häusern gewesen, und es hatte überhaupt zwischen den jugendlichen Mitgliedern der beiden Familien geschwisterliche Vertraulichkeit bestanden.

Als aber Philipp und Georgina in späteren Jahren sich in den Theegesellschaften von Barlingford begegneten, wollten die elterlichen Gewalten von einer Erneuerung jener kindlichen Freundschaft nichts wissen.

Miß Cradock hatte keine Aussteuer, und der würdige Advocat, ihr Vater, war ein kluger Mann, der die Aussicht auf häusliches Glück mehr in dem Geschirr- und Wäschschranke suchte, als in so oberflächlichen Qualificationen wie ein schwarzer Backenbart und weiße Zähne sind.

Demgemäß ward der arme Philipp „über Bord geworfen", wie er selbst sagte, und Georgy Cradock heirathete Mr. Halliday mit all' der Ceremonie und all' dem Glanze, der sich für Standespersonen von Barlingford geziemte.

Die Geschichte dieser Braut in der Provinz war aber keine aufregende Erzählung von Gemüthsbewegung und Thränen. Die Barlingford-Julie hatte

ihren Philipp-Romeo geliebt, wie sie eben fähig war, irgend Jemanden zu lieben; als aber Papa Capuleti auf ihrer Vermählung mit Paris bestand, nahm sie ihr Schicksal mit anständiger Resignation hin und suchte, da kein mitfühlender Beichtiger in der Nähe war, Trost bei einer weltlich gesinnten Person, nämlich bei der Putzmacherin von Barlingford.

Auch Philipp Sheldon verrieth keine alles Maß überschreitende Verzweiflung. Sein Vater war nicht blos Zahnarzt, sondern befaßte sich auch mit anderen Curen, und auf den Bretgestellen seines Arbeitscabinets standen eine Menge kleine schwarze Fläschchen, worin der junge Mann, wenn er sonst Lust gehabt, ohne Hülfe des Apothekers „einen tödtlichen Trank" gefunden haben würde.

Glücklicherweise aber kam ihm im Zusammenhang mit seinem Liebesschmerz kein derartiger verzweifelter Gedanke ein.

Er hielt sich blos von Mr. und Mrs. Halliday eine Zeit lang nach ihrer Verheirathung schmollend fern und ließ die Leute sehen, daß er sich als sehr übel behandelt betrachtete; die Klugheit aber, welche stets Philipp Sheldon's Trösterin gewesen, erwies sich auch in dieser Krisis seines Lebens als solche.

Eine sorgfältige Erwägung seiner eigenen Interessen ließ ihn einsehen, daß ein erfolgreicher Aus-

gang seiner Bewerbung so ziemlich das Schlimmste gewesen wäre, was ihm hätte begegnen können.

Georgina hatte kein Geld. Damit war Alles gesagt! So wie die weltliche Weisheit des jungen Zahnarztes mit der Erfahrung reifte, entdeckte er, daß das irdische Wohlbefinden des reichsten Mannes in Barlingford ungefähr das eines Kanarienvogels war, der einen saubern Käfig bewohnt und vollauf mit Körnern und Wasser versorgt wird.

Der Käfig ist außerordentlich bequem, und der schläfrige, solide, bejahrte Vogel sehnt sich nach keinem bessern Wohnsitz und keiner weiteren Aussicht, als auf den Fetzen Weltall, den er zwischen den Drähten hindurchsieht.

Dann und wann wird aber ein junger Vogel flügge, der mit seinen Flügeln an die unerbittlichen Stäbe anschlägt und gern hinaus in die weite äußere Welt fliegen möchte, um in der Freiheit zu gedeihen oder umzukommen.

Ehe noch Georgy ein Jahr vermählt war, hatte ihr früherer Liebhaber sich mit dem dermaligen Stand der Dinge völlig ausgesöhnt und stand mit seinem Freund Tom auf dem besten Fuße. Er entwickelte, wenn er in Hyley sich zuweilen mit zu Tische setzte, einen ganz vortrefflichen Appetit, denn es bestand jetzt zwischen ihm und seiner alten Liebe eine Kluft, die weit breiter war als die, welche durch jene

Ceremonie in der Kirche zu Barlingford gegeben worden.

Philipp Sheldon war nämlich zu dem Bewußtsein erwacht, daß das Leben in seiner Vaterstadt wenig mehr war als eine Art animalischen Vegetirens, das Leben eines wirbellosen Weichthiers, welches hülflos auf dem Sand umherkriecht, auf den die Welle es geworfen, und welches mitten von einander gerissen werden kann, ohne sich deswegen merklich schlimmer zu befinden.

Er war zu der Kenntniß erwacht, daß es jenseits dieser kleinen Provinzialstadt eine größere und angenehmere Welt gab und daß ein schönes Gesicht, eine gewinnende Gestalt und ein guter Verstand Dinge seien, für die es einen Markt geben müsse.

Von der gänzlichen Werthlosigkeit seiner Aussichten in Barlingford nun einmal überzeugt, wendete Mr. Sheldon seine Augen londonwärts, und da sein Vater gerade um dieselbe Zeit sehr passend das Zeitliche segnete, so verkaufte Philipp, der Sohn und Erbe, das Geschäft an einen aufstrebenden Praktikanten und ging nach der Metropole, wo er den bereits beschriebenen Versuch, festen Fuß zu fassen, machte.

Vier Jahre hatte er in London vergeudet und zehn Jahre waren seit Georgy's Heirath verflossen, und nun zum ersten Mal hatte er Gelegenheit, das häusliche Glück oder Unglück des Weibes zu sehen,

welches ihn verschmäht, und des Mannes, der sein größter Nebenbuhler gewesen.

Er begann die beiden mit der kaltblütigen Besonnenheit eines socialen Anatomen zu beobachten und stieß bei Ausführung dieser moralischen Section auf nur geringe Schwierigkeiten.

Sie wohnten unter seinem Dach, sie waren seine Genossen bei jeder Gelegenheit, und sie gehörten zu jenen Leuten, welche ihre kleinen Kümmernisse oder Differenzen in Gegenwart einer dritten oder vierten, oder sogar fünften Person mit vollkommener Ungenirtheit besprechen.

Mr. Sheldon war aber klug genug, um strenge Neutralität zu beobachten.

Wenn ein kleiner Wortwechsel begann, pflegte er eine Zeitung in die Hand zu nehmen und erst wieder wegzulegen, wenn die kleine Differenz beseitigt war. Er verstand dabei die vollkommenste Gleichgültigkeit an den Tag zu legen, obschon es zweifelhaft ist, ob die sich streitenden Eheleute diesen Beweis von guter Lebensart hinreichend zu würdigen wußten.

Sie hätten gern an Sheldon's Urtheil appellirt, und ein wenig Einmischung von seiner Seite würde ihren kleinen Zänkereien einige Würze gegeben haben.

Philipp beobachtete sie mittlerweile verstohlen hinter seiner Zeitung hervor und bildete sich in Bezug auf sie seine eigenen Schlüsse. Wenn er sich aber

auch freute, zu sehen, daß der Pfad seiner treulosen Geliebten nicht mit Rosen bestreut war oder daß sein siegreicher Nebenbuhler sich zuweilen ärgern mußte, so gab er doch diese Freude weder durch eine Miene, noch durch sonst etwas in seinem Benehmen kund.

Georgina Cradock's ziemlich fade Schönheit hatte sich zu hausmütterlicher Behäbigkeit entwickelt. Ihre weiße Gesichtsfarbe und ihre rothen Wangen hatten nichts von ihrer Frische verloren. Ihr glattes braunes Haar war noch so weich und glänzend, wie es gewesen war, als sie es in den Tagen ihres Jungfrauenstandes geflochten, um eine Theegesellschaft zu besuchen.

Sie war eine hübsche, schwache, kleine Frau, deren Ausbildung niemals über den Schlendrian einer Provinzial-Pensionsschule hinausgegangen war und welche alle Weisheit erworben zu haben glaubte, nachdem sie Pinnock's Abkürzungen von Goldsmith's Geschichte und die Elemente der französischen Sprache durchgemacht.

Sie war eine Frau, welche glaubte, das Höchste des weiblichen Costüms sei ein Moiréeantiquekleid und eine in die Augen fallende goldene Kette. Sie war eine Frau, welche ein gut möblirtes Haus und eine elegante Chaise als die vollendetste Form irdischen Glanzes und Gedeihens betrachtete.

Dies war das seichte, alltägliche Geschöpf, wel-

ches Philipp Sheldon früher einmal bewundert und um welches er sich beworben hatte. Er sah sie jetzt und wunderte sich, wie er nur jemals das hatte fühlen können, was er in Bezug auf sie gefühlt hatte.

Er hatte indessen nicht viel Zeit dergleichen abstracten und nutzlosen Erwägungen zu widmen. Er mußte über seine eigenen Angelegenheiten nachdenken, und diese standen sehr verzweifelt.

Mittlerweile beschäftigten sich Mr. und Mrs. Halliday damit, daß sie, je nach Befinden, ihrem Vergnügen oder ihren Geschäften nachgingen oder sich zu amüsiren suchten. Am Tage besuchten sie Schaustellungen und Abends ein Theater, kamen dann zu einem kleinen traulichen Souper nach Fitzgeorgestreet zurück, worauf Mr. Halliday noch die ersten Stunden nach Mitternacht in freundschaftlicher Conversation mit seinem ehemaligen Kameraden und mit der Vertilgung bedeutender Quantitäten Grog zubrachte.

Zum Unglück für Georgina wurden diese friedlichen Tage zuweilen durch Sturm und Wolken unterbrochen. Die schwache kleine Frau war mit jenem Wechselfieber behaftet, welches man Eifersucht nennt, und der wackere Thomas war einer von jenen Männern, die einer Freundin oder Bekannten kaum guten Tag wünschen können, ohne ein geziertes, laut ausgesprochenes Compliment hinzuzufügen.

Da er keine geistigen Hülfsquellen hatte, womit er sich die Langweile seines müssigen Wohllebens hätte vertreiben können, so suchte er gern Vergnügen in der Gesellschaft anderer Männer.

So kam es, daß man ihn sehr häufig im Wirthshause oder bei kleinen Wettrennen traf, denn er war stets zu jedem Amüsement bereit, welches seine Freunde ihm vorschlugen.

Eine weitere Folge hiervon war, daß er sehr oft von seiner alltäglichen prosaischen Wohnung und von seiner hübschen schwachen Frau abwesend war. Die arme Georgy bekam auf diese Weise für ihre eifersüchtigen und mißtrauischen Befürchtungen reichliche Nahrung, denn wo konnte ein Mann, der so selten zu Hause war, nicht alles sein?

Sie hatte ihren Gatten nie sonderlich geliebt, aber dies war kein Grund, weshalb sie nicht hätte außerordentlich eifersüchtig auf ihn sein sollen, und ihre Eifersucht verrieth sich auf eine mürrische, lästige Weise, die weit schwerer zu ertragen war, als der rachsüchtige Ingrimm einer Klytämnestra.

Vergebens betheuerten Thomas Halliday und seine munteren Freunde und Zechgenossen die arkadische Unschuld der Wettrennen und die vollkommene Reinheit jener qualmigen Atmosphäre, welche Trinkstuben eigen zu sein pflegt. Georgy's argwöhnische Befürchtungen waren zu unbestimmt, als daß man dieselben

hätte widerlegen können, dennoch aber ein ausreichender Grund für all' die Launen, welchen das weibliche Temperament ausgesetzt ist.

Mittlerweile that der arme, ehrliche, laut mit der Sprache herausgehende Tom Alles, was in seiner Macht stand, um seine Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit zu beweisen. Er kaufte seiner Frau so viele steife seidene Kleider und bunt aufgeputzte Hüte, als sie zu besitzen wünschte. Er machte ein Testament, in welchem sie zur alleinigen Erbin eingesetzt ward, und versicherte sein Leben bei verschiedenen Bureaus für die Summe von fünftausend Pfund.

„Ich gehöre zu der Art Männer, welche plötzlich einmal futsch sind, weißt Du, Georgy," sagte er, „und Dein armer Papa wünschte immer, daß ich gute Fürsorge für Dich treffen möchte. Ich glaube nicht, daß Du wieder heirathen wirst, und brauche daher wegen Lottie's kleinem Vermögen keine besondere Verfügung zu treffen. Ich muß mich in dieser Beziehung Jemandem anvertrauen, und werde besser thun, ich wähle dazu mein kleines, liebes Weibchen, als einen heuchlerischen, pedantischen Vormund, der das Geld meiner Tochter an der Börse verspeculirt, und dann, wenn Alles fort ist, nach Australien geht. Wenn Du auch mir nicht traust, Georgy, so will ich Dir doch zeigen, daß ich Dir traue," setzte Tom in vorwurfsvollem Tone hinzu.

Die arme, kleine, schwache Mrs. Halliday murmelte hierauf kläglich, sie wolle keine Reichthümer und Lebensversicherungen, sie wünsche vielmehr, daß ihr Gatte zu Hause bliebe und sich mit den ruhigen oder vielmehr schläfrigen Freuden seines eigenen Herdes begnügte.

Der arme Tom pflegte dann Besserung zu versprechen, und hielt sein Versprechen treulich so lange, als keine unwiderstehliche Versuchung in Gestalt des Besuchs eines Freundes von der flotten Sorte seine guten Entschlüsse über den Haufen warf, und ein gutmüthiger, freigebiger junger Mann, der sein eigenes Gut bewirthschaftet, drei oder vier gute Pferde im Stalle, rechtschaffenen Portwein und Sherry im Keller und ein sehr behagliches Guthaben bei seinem Banquier hat, findet es in der Regel nicht leicht, sich guter, lebenslustiger Freunde zu entäußern.

In London fand Mr. Halliday das Leben und die Zechgenossenschaft erst recht lustig. Georg Sheldon war ihm stets von den beiden Brüdern der liebere gewesen, und eben Georg war es, der ihn jetzt aus dem sichern Schutz von Fitzgeorgestreet hinweglockte und ihn mit in geheimnißvolle Spelunken nahm, aus welchen er lange nach Mitternacht mit unsicherem Schritt und nach Tabaksqualm riechend, zurückkehrte.

Er war stets gut gelaunt, selbst nach diesen teuflischen Orgien auf irgend einem unbekannten Blocks-

berg, und betheuerte lallend, daß er nichts Unrechtes vorgenommen habe.

„Auf mein Wort," stammelte er, „ich bin blos ein wenig mit Georg herumgeschlendert. Wir haben ein halbes Dutzend Austern gegessen, ein paar Cigarren geraucht, eine Flasche Weißbier getrunken, und dann sind wir wieder nach Hause gegangen."

Wann aber hätte jemals ein verheiratheter Mann mehr als ein halbes Dutzend Austern zu sich genommen oder zu seinem ausschließlichen Genuß sich ein Vergnügen außerhalb seiner Häuslichkeit gemacht? Es sind allemal jene unverbesserlichen Garçons Thomas, Richard oder Henry, welche den widerstrebenden Ehemann abhalten, zu seinen Laren und Penaten zurückzukehren.

Die arme Georgy ließ sich nicht durch Betheuerungen über Austern und Cigarren von den Lippen eines Gatten beschwichtigen, der kaum sprechen konnte und eine allgemeine Stumpfheit des Denkens und Unsicherheit der Haltung verrieth.

Dieser Ausflug nach London, welcher mit Sonnenschein begonnen, drohte daher mit Finsterniß und Sturm zu enden.

Georg Sheldon und dessen Gesellschaft hatten von dem jungen Landwirth Besitz genommen, und Georgy hatte an den langen, stürmischen Märzabenden keine bessere Unterhaltung, als bei ihrer Arbeit unter dem

flammenden Gas in Mr. Sheldon's Empfangszimmer zu sitzen, während dieser, welcher die Ausschweifungen seines Freundes und seines Bruders nur selten mitmachte, sich mit Anfertigen und Reparatur von Zähnen oder Gebissen unten in der Folterkammer beschäftigte.

Die Bewohner von Fitzgeorgstreet waren stets bemüht, Beweise von zweifelhafter Moralität auf Seiten irgend eines ihrer Mitbewohner zu entdecken; der Besuch der Hallidays bei ihrem Freund und Landsmann aber lieferte ihnen durchaus keinen Stoff zu gehässigen Bemerkungen.

Durch Mrs. Woolper hatte man erfahren, daß Mr. Sheldon sich früher einmal um die Hand der Dame beworben und von ihr den Korb bekommen hatte.

Die Fitzgeorgianer waren daher ganz besonders bemüht gewesen, in dieser Beziehung etwas zu erlauern. Es hätte sehr viel angenehme Discussionen in Küchen und Hinterstuben gegeben, wenn Mr. Sheldon gegen seinen schönen Gast ganz besonders aufmerksam gewesen wäre.

Es ward aber, ebenfalls durch Mrs. Woolper und jenes Phänomen von Faulheit, die „Londoner Dirne", sehr bald bekannt, daß Mr. Sheldon gegen die hübsche junge Frau aus Yorkshire keineswegs sehr aufmerksam war, sondern daß er sie vielmehr stundenlang in

Abwesenheit ihres Gatten allein sitzen ließ, ohne andern Zeitvertreib als ihre Näharbeit, während er an den Knochenfragmenten herumkratzte, feilte und polirte, durch welche die Erneuerung verfallener Schönheit bewirkt werden sollte.

Die dritte Woche von Mr. und Mrs. Halliday's Besuch war ihrem Ende nahe, und noch war der junge Landwirth in Bezug auf den Gegenstand, der ihn nach London geführt, zu keinem Entschluß gekommen.

Der Verkauf von Hyley Farm war vollendete Thatsache und die Kaufsumme bereits bei Tom's Banquier deponirt.

In Bezug auf das Auffinden des neuen Besitzthums, welches an die Stelle des Gutes treten sollte, das sein Vater und sein Großvater vor ihm bewirthschaftet, war aber noch sehr wenig geschehen.

Er war bei dem und jenem Auctionator gewesen und hatte Pläne von Landgütern in Herefordshire und Devonshire, Cornwall und Somersetshire mitgebracht, welche alle, jedes in seiner Art, das Vollkommenste zu sein schienen, was man sich denken konnte — so fruchtbarer Boden, wie man ihn wohl kaum außerhalb Arkadien fand — Viehheerden, die über alles Lob erhaben waren — Straßen und Umgebungen, die in Bezug auf Schönheit und Bequemlichkeit nicht ihres Gleichen hatten — Wirthschaftsgebäude, welche die

echten Musterbilder von Scheunen und Ställen sein mußten — und dabei ein Herrenhaus, welches zu bewohnen sicherlich ein Göttergenuß war.

Dennoch aber hatte Mr. Halliday noch keine dieser unvergleichlichen Besitzungen gesehen. Er wartete auf gutes Wetter, um dann nach dem Westen zu reisen und sich umzusehen, wie er bei sich selbst sagte.

Mittlerweile gab die stürmische Märzwitterung, die für lange Eisenbahnreisen und das Warten an Verbindungsstationen, welches sich bei Besichtigung so weit auseinander liegender Güter nicht vermeiden läßt, einen sehr guten Vorwand zur Fortsetzung der Ausflüge ganz anderer Art innerhalb Londons.

Bald hatte Georg Sheldon einige Freunde zu einem Spielchen auf seinem Zimmer eingeladen, bald machte man eine ähnliche Spielpartie bei Jemandem anders, bald gab es eine frühe Zusammenkunft in Newmarket und Abends eine wo anders, wo es etwas zu sehen gab, was an Preiskämpfe so nahe grenzte, als das Gesetz erlaubte, und an anderen Abenden wurden Streifzüge in unbekannte Regionen unternommen.

Auf diese Weise verging dem Landwirth die Zeit sehr schnell, zugleich aber schwand auch sein häuslicher Friede immer mehr.

Es war eines Abends am Ende dieser dritten Woche, als Mr. Sheldon einmal seine Arbeit als

Zahntechniker ruhen ließ und nach dem Empfangszimmer hinaufging, wo die arme Georgy bei ihrer ewigen Näherei saß.

Er brachte ihr ein Abendblatt.

„Hier steht ein Bericht über die Eröffnung des Parlaments," sagte er. „Es macht Ihnen vielleicht Vergnügen, denselben zu lesen. Ich wollte, ich hätte ein Piano oder weibliche Bekannte, die Ihnen Gesellschaft leisten könnten. Ich fürchte, die Zeit muß Ihnen an solchen Abenden, wenn Tom nicht da ist, sehr lang werden."

„Ja, das ist allerdings der Fall," antwortete Mrs. Halliday mürrisch. „Wenn Tom etwas an mir läge, so würde er mich nicht auf diese Weise Abend für Abend allein lassen; er macht sich aber nichts aus mir."

Mr. Sheldon legte das Zeitungsblatt auf den Tisch und setzte sich seiner Gastin gegenüber. So saß er einige Minuten lang schweigend da und schlug mit den Spitzen seiner Finger auf dem alten Mahagonitische den Tact zu einer imaginären Melodie. Dann sagte er mit einem halben Lächeln auf seinem Gesicht:

„Tom ist aber doch ganz gewiß der allerbeste Ehemann. Ich weiß wohl, er hat es seit seiner Ankunft hier ein wenig toll getrieben, aber Sie dürfen auch nicht vergessen, daß er nicht sehr oft nach London kommt."

„Ach, in Yorkshire macht er es ebenso," antwortete Georgy mit düsterer Miene. „Er geht fortwährend mit irgend Jemandem nach Barlingford oder sucht einen seiner alten Freunde auf. Wenn ich ihn so gekannt hätte, wie ich ihn jetzt kenne, so hätte ich ihn nimmermehr geheirathet."

„Ich glaubte, er wäre ein sehr guter Ehemann. Nur erst vor wenigen Tagen erzählte er mir, er habe ein Testament errichtet und Ihnen darin ohne Vorbehalt sein ganzes Vermögen vermacht; überdies habe er auch sein Leben für fünftausend Pfund versichert."

„Ja, das weiß ich, aber das macht nach meiner Meinung noch keinen guten Ehemann. Ich verlange nicht, daß er mir sein Geld hinterlasse. Ich will nicht, daß er sterbe. Ich will, daß er zu Hause bleibe."

„Der arme Tom! Ich fürchte, er ist nicht der Mann, der am Zuhausebleiben Geschmack finden kann. Er liebt Veränderung und Amüsement. Sie haben einen reichen Mann geheirathet, Mrs. Halliday; Sie trafen, wie Sie wissen, Ihre Wahl, ohne Rücksicht auf die Gefühle irgend eines andern Menschen zu nehmen. Sie opferten Wahrheit und Ehre Ihrer eigenen Neigung oder Ihrem Interesse — welchem von beiden, weiß ich nicht und frage auch nicht darnach. Wenn der Handel sich als ein schlechter erwiesen hat, so ist das Ihre Sache."

Philipp Sheldon ließ seine verschränkten Arme

auf dem kleinen Tische ruhen und heftete seine Augen auf Georgy's Gesicht.

Sie konnten sehr streng, hart und grausam sein, diese hellen, schwarzen Augen, und Mrs. Halliday ward unter dem forschenden Blick derselben erst roth und dann bleich.

Sie hatte Mr. Sheldon während der Jahre ihres Ehestandes sehr oft gesehen und gesprochen, dies aber war das erste Mal, wo er ihr etwas gesagt hatte, was wie ein Vorwurf klang.

Der Ausdruck seiner Augen ward ein etwas milderer als er sie so betrachtete — nicht etwa mit Zärtlichkeit, sondern mit einer Miene halb verächtlichen Mitleids, so wie ein starker, ernster Mann vielleicht mit einem thörichten Kind empfindet.

Er sah, daß diese Frau sich vor ihm fürchte, und es lag in seinem Interesse, daß sie dies thäte. Er hatte bei Allem, was er that, einen Zweck, und heute war sein Zweck, die Stärke seines Einflusses auf Georgina Halliday zu erproben. In der alten Zeit vor ihrer Heirath war dieser Einfluß ein sehr starker gewesen, und nun hatte er sich die Aufgabe gestellt, zu entdecken, ob dies auch jetzt noch der Fall sei.

„Sie trafen Ihre Wahl, Mrs. Halliday," fuhr er nach einer Weile fort, „und es war eine Wahl, welche alle klugen Leute billigen mußten. Welche Aussicht hatte ein Mann, der weiter nichts als Erbe einer

Praxis war, die jährlich vier- bis fünfhundert Pfund einbrachte, gegen den Erben von Hyley Farm, einem Gute von zweihundertundfünfzig Ackern und dreitausend Pfund Werth an lebendem Inventarium, Vorräthen und Betriebscapital? Wann nehmen kluge Leute sich wohl die Mühe, Wahrheit und Ehre oder alte Versprechungen oder eine Neigung, die von den Kinderjahren her datirt, in Erwägung zu ziehen? Sie berechnen Alles nach Pfunden, Schillingen und Pence, und nach der Ansicht dieser Leute thaten Sie vollkommen recht daran, mir den Korb zu geben und Tom Halliday zu heirathen."

Georgy legte ihre Arbeit in den Schooß und zog ihr Tuch heraus. Sie war eine von jenen Frauen, welche, wenn sie sich im Unrecht oder Nachtheil sehen, ihre Zuflucht zu Thränen nehmen. Thränen hatten den ehrlichen Tom stets erweicht, auch wenn sein Zorn noch so schrecklich war, und Thränen besiegten ohne Zweifel Philipp Sheldon.

Georgy sollte aber entdecken, daß der Zahnarzt von ganz anderem Stoffe geschaffen war, als aus jenem weicheren Thon, aus welchem der lebenslustige gutmüthige Landwirth geformt war.

Mr. Sheldon sah ihren Thränen mit einer kaltblütigen Ruhe zu, als ob es sich hier um ein wissenschaftliches Experiment handelte. Er freute sich, zu finden, daß er sie weinen machen konnte. Sie war

ein nothwendiges Werkzeug bei Ausführung gewisser Pläne, die er entworfen, und es lag ihm viel daran, zu entdecken, ob sie wohl ein fügsames Werkzeug sein werde.

Er wußte allerdings, daß ihre Liebe zu ihm selbst in ihrer besten Zeit nicht viel werth gewesen sei und daß die arme kleine flackernde Flamme durch neunjährige prosaische Häuslichkeit und kleinliche Eifersucht gänzlich ausgelöscht worden war. Sein Zweck war aber einer, der sowohl durch ihre Furcht als durch ihre Liebe gefördert werden konnte, und er hatte sich heute Abend vorgenommen, seine Macht in Bezug auf dieses arme schwache Geschöpf zu erproben.

„Es ist sehr unfreundlich von Ihnen, so schreckliche Dinge zu sagen, Mr. Sheldon," fing sie nach einer Weile in weinerlichem Tone an. „Sie wissen recht wohl, daß meine Verheirathung mit Tom das Werk meines Vaters, aber nicht das meinige war. Wenn ich gewußt hätte, daß Tom so einen Abend nach dem andern außer dem Hause zubrächte und erst spät in einem so schrecklichen Zustand heimkehrte, so hätte ich mich nimmermehr dazu verstanden, ihn zu heirathen."

„Wirklich nicht? O, Sie hätten ihn doch geheirathet. Wenn Sie morgen Wittwe würden und es Ihnen freistünde, wieder zu heirathen, so würden Sie gerade einen solchen Mann wählen wie Tom —

einen Mann, der laut lacht, schöne Complimente zu sagen weiß und in einer Chaise mit einem stattlichen Pferde fährt. So ein Mann gefällt den Frauen, und einen solchen würden Sie auch wieder heirathen."

„Nein, ich würde gar nicht wieder heirathen," antwortete Mrs. Halliday schluchzend. „Ich habe das Elend des Ehestandes nun hinreichend kennen gelernt. Dennoch aber wünsche ich nicht, daß Tom sterbe, so garstig er auch gegen mich ist. Man sagt immer, er stecke in keiner festen Haut — wie schrecklich, von Jemandes Haut zu sprechen! — und ich ängstige mich zuweilen selbst um ihn. Das sieht er auch, obschon er es mir keinen Dank weiß."

Hier ward Mrs. Halliday's Schluchzen so stark, daß sie nicht weiter sprechen konnte, und Mr. Sheldon mußte sich nun bequemen, etwas Tröstliches zu sagen.

„Na, na," sagte er, „ich will Sie nicht mehr martern. Es verträgt sich dies schon nicht mit den Gesetzen der Gastfreundschaft — meinen Sie nicht auch? Freilich giebt es Dinge, von denen Sie nicht erwarten können, daß ein Mann dieselben vergesse. Indessen lassen wir das Vergangene ruhen. Was den guten Tom betrifft, so glaube ich, daß er allen krächzenden Unglücksraben zum Trotz ein munteres und hohes Alter erreichen werde. Es giebt Leute, die stets über etwas krächzen, und es ist gewissermaßen Mode, zu sagen, ein großer, starker Mann sei eine zarte

Blüthe, die von dem ersten Winterhauch ertödtet werden könne. Fassen Sie sich, Mrs. Halliday. Ihr Gatte darf, wenn er nach Hause kommt, nicht merken, daß ich Sie weinen gemacht habe. Er kommt heute Abend vielleicht zeitig, und wenn dies der Fall ist, so wollen wir ein kleines Austernsouper herrichten lassen und über alte Zeiten plaudern."

Mrs. Halliday schüttelte schon trübselig den Kopf.

„Es hat Zehn geschlagen," sagte sie, „und ich glaube nicht, daß Tom vor Mitternacht nach Hause kommt. Er sieht es nicht gern, wenn ich auf ihn warte, aber ich möchte wissen, wann er erst nach Hause kommen würde, wenn ich nicht auf ihn wartete."

„Wir wollen das Beste hoffen," rief Mr. Sheldon in ermuthigendem Tone. „Ich werde jetzt gehen und das Nöthige wegen der Austern besorgen."

„Für mich oder für Tom lassen Sie ja keine holen," protestirte Mrs. Halliday. „Wenn er nach Hause kommt, hat er jedenfalls schon zu Abend gegessen, und ich könnte keinen Bissen von irgend etwas genießen."

Dabei blieb Mrs. Halliday, und der Zahnarzt mußte alle jovialen Gedanken in Bezug auf Austern und Weißbier aufgeben.

In seine zahnärztliche Werkstätte kehrte er jedoch nicht zurück. Er saß Mrs. Halliday gegenüber und

sah ihr, während sie wieder fortarbeitete, eine Zeit lang schweigend und gedankenvoll zu.

Sie hatte ihre Thränen getrocknet, sah aber sehr niedergeschlagen und verdrießlich aus und blickte mehrmals nach der Uhr.

Mr. Sheldon machte zwei oder drei schwache Versuche, wieder ein Gespräch in Gang zu bringen, es kam aber allemal sehr bald wieder in's Stocken, und so saßen die beiden einander schweigend gegenüber.

Nach und nach schien die Aufmerksamkeit des Zahnarztes sich von Tom's Frau hinwegzuwenden. Er drehte seinen Stuhl herum und stierte in das Feuer, mit demselben düstern Blick wie am Abend seiner Rückkehr aus Yorkshire.

Es stand jetzt so verzweifelt mit ihm, daß er seine alte regelmäßige Gewohnheit, ein Geschäft gleich in einer Sitzung auszudenken und allem Zögern und Ueberlegen in Bezug darauf ein Ende zu machen, verloren hatte. Es gab Gegenstände, welche sich seinen Gedanken aufzwangen, ungewisse Ideen, die mit blödsinniger Hartnäckigkeit immer wiederkehrten.

Er war ein so vorwiegend praktischer Mann, daß diese Unordnung seines Gehirns ihn sogar noch mehr beunruhigte, als die Gedanken, durch welche diese Unordnung hervorgerufen ward.

So saß er in einer und derselben Attitüde eine

lange Weile und schien Mrs. Halliday's Gegenwart eben so wenig zu vergessen, wie den Flug der Zeit.

Georgy hatte in ihren düsteren Ahnungen in Bezug auf tadelnswerthes Benehmen von Seiten ihres Gatten Recht gehabt.

Es war beinahe ein Uhr, als an die Hausthür gepocht und dadurch seine Heimkunft verkündet ward.

Der Wind hatte seit der letzten halben Stunde fürchterlich geheult und der Regen an die Fenster geschlagen, während Mrs. Halliday's Brust von den widerstreitenden Empfindungen der Angst und Entrüstung gefoltert worden war.

„Wahrscheinlich hat er keine Droschke mehr bekommen können," rief sie, als das Pochen sie aufschreckte, „und er hat nun bei dieser Nässe zu Fuße nach Hause gehen müssen! Das wird ihm einen tüchtigen Schnupfen zuziehen," setzte sie verdrießlich hinzu.

„Dann ist es ein Glück für ihn, daß er im Hause eines Arztes wohnt," antwortete Mr. Sheldon lächelnd.

Er war ohne Zweifel ein schöner Mann, wenigstens nach dem volksthümlichen Begriff von männlicher Vollkommenheit; sein Lächeln aber war kein angenehmes.

„Ich war," fuhr er fort, „Famulus meines Vaters, wie Sie wissen, und bin daher recht wohl im Stande, einen Patienten eben o gut von einem

Schnupfen oder Fieber zu curiren als ihm ein neues Gebiß zu machen."

In diesem Augenblick trat Mr. Halliday in seiner geräuschvollen Weise in's Zimmer. Er trällerte ein lustiges Liedchen, war sehr aufgeräumt, aber nicht sehr betrunken. Er hatte, wie er sagte, blos von Covent Garden zu Fuße gehen müssen und sonst weiter nichts zu sich genommen als eine Kanne Doppelbier und ein Beefsteak.

Er hatte den herrlichsten Gesang gehört — Knaben mit Engelsstimmen — und sein Souper hatte er in einem Local zu sich genommen, welches selbst Herzoginnen nicht verschmähten aus den geheiligten Tiefen einer vergitterten Loge anzusehen, wenigstens hatte Georg Sheldon ihm dies gesagt.

Die arme in der Provinz erzogene Georgina Halliday wollte aber nicht an die Herzoginnen oder die himmlisch singenden Knaben glauben. Sie sah im Geiste schöne Frauen und blendend erleuchtete Säle, wo das Orchester fortwährend rasende Galopps aufspielte, wo Hurrah geschrieen ward, wo Champagnerkorke knallten, wo der Schimmer von Atlas und das Funkeln von Edelsteinen das Auge des Beschauers verwirrte. Sie hatte ein solches Bild einmal im Theater gesehen und brachte es nun fortwährend mit allen nächtlichen Streifzügen ihres Gatten in unklare Verbindung.

Tom's Kleider waren sehr naß, und vergebens baten seine Frau und Philipp Sheldon ihn, dieselben gegen trockene zu vertauschen, oder sich sofort zu Bett zu legen.

Er stellte sich vor das Feuer, um seine unschuldigen Abenteuer zu erzählen und womöglich die Wolke von der schönen, noch jugendlichen Stirn seiner Gattin zu verscheuchen. Als er sich endlich dazu verstand, sich auf sein Zimmer zu begeben, schüttelte der Zahnarzt ominös den Kopf.

„Du wirst morgen einen tüchtigen Schnupfen haben, darauf verlaß Dich, Tom, und Du hast dies Niemandem zuzuschreiben als Dir selbst," sagte er, indem er dem gutmüthigen Herumtreiber gute Nacht wünschte.

„Na, das laß nur gut sein, alter Junge," antwortete Tom. „Wenn ich krank bin, so wirst Du mich pflegen. Wenn das Schicksal will, daß man an Medicin sterbe, so ist es besser, man hat einen Arzt, den man kennt, zum Henker, als einen, den man nicht kennt."

Nachdem Mr. Halliday diese humoristische Bemerkung gemacht, stolperte er die Treppe hinauf, während seine bekümmerte Gattin ihm folgte.

Philipp Sheldon blieb auf dem Vorplatz stehen und sah seinen Gästen einige Minuten lang starr nach. Dann kehrte er langsam in das Wohnzimmer zurück,

wo er frische Kohlen auf's Feuer warf und sich mit einer Zeitung in der Hand davorsetzte.

„Was nützt es mir, zu Bett zu gehen, wenn ich nicht schlafen kann?“ murmelte er in unzufriedenem Tone.

Viertes Capitel.

Eine sonderbare Krankheit.

Mr. Sheldon's Vorhersagung ging vollständig in Erfüllung. Tom Halliday erwachte am nächstfolgenden Tage mit einem heftigen Schnupfen.

Wie die meisten großen starken Männer von herculischem Körperbau war er in der Stunde physischer Leiden feig wie ein Kind. Er unterwarf sich daher sofort einer Krankheit, von welcher ein anderer Mensch, der sein tägliches Brod verdienen muß, gar kein Aufhebens machen kann.

Der Zahnarzt schalt seinen kranken Freund aus.

„Bleib im Bett, wenn Du willst, Tom," sagte er, „aber zum Winseln ist durchaus kein Grund vorhanden. Deine Hände sind heiß und Deine Zunge etwas belegt, ich werde Dir aber einen Salztrank eingeben, der Dich im Laufe des Tages wieder voll-

kommen herstellen wird. Georg wird sich wahrscheinlich heute Abend hier einfinden, und da könnt Ihr ein Spielchen machen."

Tom gehorchte seinem Arzt und Freund, nahm seine Medicin ein, las die Zeitung und verschlief den größten Theil des unfreundlichen Märztages.

Halb sechs Uhr stand er auf, kleidete sich zum Diner an, und der Abend verging sehr angenehm — so angenehm, daß Georgy sich fast versucht fühlte, zu wünschen, daß ihr Gatte mit chronischer Influenz behaftet wäre, damit er sich gezwungen sähe, zu Hause zu bleiben.

Sie seufzte daher, als Philipp Sheldon seinen Freund auf den breiten Rücken klatschte und ihm in ermuthigendem Tone sagte, er werde morgen vollkommen wieder hergestellt sein.

Wenn er aber wieder hergestellt war, dann gingen auch die nächtlichen Schwelgereien wieder an, und sie ward dann wieder von der Vision hellerleuchteter Säle und schöner teuflischer Creaturen gemartert, welche sich wie wahnsinnig nach den Tönen des Posthorngalopps im Kreise herumdrehten.

Es schien jedoch, als sollte die arme eifersüchtige Mrs. Halliday mit ihrem allnächtlichen Kummer auf einige Zeit verschont bleiben.

Tom's Schnupfen dauerte länger, als er erwartet hatte, und dann folgte ein gelindes Fieber — ein

Gallenfieber, wie Mr. Sheldon sagte. Natürlich aber war dabei nicht der mindeste Grund zu Befürchtungen vorhanden.

Der Kranke und die Gattin des Kranken vertrauten unbedingt dem befreundeten Arzt, der ihnen beiden versicherte, Tom's Unwohlsein sei ein ganz gewöhnliches, allerdings etwas störend, aber ohne alle Gefahr.

Georgy ließ sich diese Versicherung sehr oft wiederholen, denn ihr Aerger hatte sich jetzt, wo Tom krank, für die Gesellschaft munterer Zechgenossen völlig untauglich und bereit war, Thee und Pfeilwurzeltrank schüchtern aus den Händen seiner Frau anzunehmen, anstatt Austern und Champagner zu verlangen, in außerordentliche Zärtlichkeit und Zuneigung verwandelt.

Mr. Halliday's Krankheit war eine sehr langweilige. Es war eins jener sonderbaren Uebel, welche den Patienten selbst, ebenso wie seine Freunde und Pfleger in immerwährender Ungewißheit erhalten.

Den einen Tag ging es ein wenig besser, den andern wieder schlechter; bald gewann er wieder ein wenig Kraft, bald verlor er wieder ein wenig mehr, als er gewonnen hatte.

Sein Zustand verschlimmerte sich auf so unbemerkbare Weise, daß er schon seit drei Wochen krank und nicht mehr im Stande war, das Bett zu verlassen, während er zugleich allen Appetit und Lebens-

muth verloren hatte, ehe seine Gattin die Ueberzeugung gewann, daß seine bis jetzt für so leicht gehaltene Krankheit doch eine sehr ernste sein müsse.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, so möchte ich noch einen zweiten Arzt sprechen, Mr. Sheldon," sagte sie eines Tages mit nicht geringer Verlegenheit, denn sie fürchtete, ihren Wirth durch Zweifel an seiner Geschicklichkeit zu beleidigen. „Sie — Sie haben so viel mit Zähnen zu thun — natürlich wissen Sie, daß ich von Ihren Kenntnissen überzeugt bin — aber meinen Sie nicht auch, daß ein Arzt, der in Fieberkrankheiten mehr Erfahrung hat, meinen armen Tom schneller wieder auf die Füße brächte? Er ist nun schon so lange krank, und es scheint immer noch nicht besser mit ihm zu werden."

Philipp Sheldon zuckte die Achseln.

„Ganz wie Sie wollen, meine liebe Mrs. Halliday," sagte er in gleichgültigem Tone. „Es ist durchaus nicht mein Wunsch, Ihnen meine Dienste aufzudrängen. Ich thue es aus Freundschaft, und meine Bemühung mit dem guten Tom bringt mir keinen Sixpence ein. Ja wohl, lassen Sie einen andern Arzt rufen, wenn Sie dies für angemessen erachten. Natürlich aber muß ich in diesem Falle mich von der Sache zurückziehen. Der Mann, den Sie rufen lassen, kann ein gescheidter, aber eben so gut ein dummer und unwissender Arzt sein. Wenn man die Leute nicht

kennt, so kommt Alles auf gutes Glück an, und ich kann Ihnen in dieser Beziehung nicht einmal einen guten Rath geben, denn ich bin mit der medicinischen Welt von London völlig unbekannt."

Georgy machte ein ängstliches Gesicht. Von dieser Seite hatte sie die Sache noch nicht betrachtet. Sie hatte geglaubt, alle regelmäßig prakticirenden Aerzte wären klug und erfahren, und an Mr. Sheldon hatte sie blos gezweifelt, weil er kein regelmäßig prakticirender Arzt war. Wenn sie nun aber ihren Gatten den Händen eines gescheidten Mannes entzog, um ihn der Obhut eines Ignoranten anzuvertrauen, blos weil sie um seine Wiederherstellung allzu besorgt war!

„Ich mache mir allemal gleich zu viel Sorge," dachte sie.

Dann sah sie Mr. Sheldon mit kläglichem Blick an und sagte:

„Was meinen Sie, was ich thun soll? Bitte, sagen Sie es mir. Er hat heute Morgen wieder kein Frühstück genossen, und selbst die Tasse Thee, die ich ihn überredete zu trinken, schien ihm nicht zuzusagen. Dabei wird er durch seinen bösen Hals ganz fürchterlich gepeinigt. Was soll ich thun, Mr. Sheldon?"

„Was Ihnen selbst das Beste zu sein scheint, Mrs. Halliday," antwortete der Zahnarzt mit Nachdruck. „Es ist dies eine Sache, in Bezug auf welche ich mir nicht anmaßen kann, Ihnen einen guten Rath zu

geben. Es kommt hierbei mehr das Gefühl als der Verstand in Frage — es ist mit einem Worte eine Sache, in welcher Sie selbst entscheiden müssen. Wenn mir ein Arzt bekannt wäre, den ich mit gutem Gewissen empfehlen könnte, so wäre es etwas Anderes, aber ich kenne keinen. Tom's Krankheit ist das Einfachste, was man sich denken kann, und ich bin vollkommen im Stande, ihn durchzubringen; wenn Sie aber anders denken, so bitte ich, mich aus dem Spiele zu lassen. Einen Umstand jedoch giebt es hierbei, auf den ich Sie aufmerksam machen muß. Wie viele große starke Männer dieser Art, ist auch Ihr Gatte so nervenschwach wie ein hysterisches Weib, und wenn Sie einen fremden Arzt rufen lassen, der ein bedenkliches Gesicht macht und ernsthaft und feierlich thut, so ist vorauszusehen, daß Tom erschrickt und sich selbst in wenigen Stunden mehr Schaden thut, als Ihr neuer Rathgeber in eben so vielen Wochen wieder gutmachen kann."

Es trat eine kleine Pause ein. Georgy's Ansichten und Befürchtungen waren die einen so unklar wie die anderen, und diese letzte Hindeutung Mr. Sheldon's stellte die Dinge in ein neues, beunruhigendes Licht. Sie war wirklich um ihren Gatten besorgt, aber sie war ihr ganzes Leben lang gewohnt gewesen, der Meinung anderer Leute eher zu folgen als ihrer eigenen.

„Glauben Sie wirklich, daß Tom bald wieder gesund und munter werde?" fragte sie nach einer Weile.

„Wenn ich etwas Anderes glaubte, so wäre ich selbst der Erste, der zu anderen Maßregeln riethe. Indessen, meine liebe Mrs. Halliday, lassen Sie Jemanden anders rufen; es wird dies zu Ihrer eigenen Beruhigung dienen."

„Nein," sagte Georgy mit einem kläglichen Seufzer, „es könnte Tom erschrecken. Sie haben Recht, Mr. Sheldon. Er ist sehr nervenschwach, und der Gedanke, daß ich Befürchtungen hegte, könnte ihn beunruhigen. Ich will lieber Ihnen vertrauen. Bitte, versuchen Sie, ihn recht bald wieder gesund zu machen. Nicht wahr, Sie werden es versuchen?" fragte sie in der kindlich bittenden Weise, die ihr eigenthümlich war.

Der Zahnarzt suchte eben etwas in dem Schubkasten seines Tisches und stand so, daß er der ängstlichen Fragerin den Rücken zukehrte.

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich mein Bestes thun werde, Mrs. Halliday," antwortete er, immer noch an dem Schubkasten beschäftigt.

Mr. Sheldon der Jüngere hatte während Tom Halliday's Krankheit viele Besuche in Fitzgeorgestreet gemacht. Georg und Tom waren der Damon und Pythias von Barlingford gewesen, und Georg schien

es sich wirklich zu Herzen zu nehmen, als er seinen Freund so verändert fand.

Die Schwankungen in dem Befinden des Kranken waren so häufig, daß eigentliche Furcht in den Gemüthern der Freunde des Patienten keine feste Wurzel fassen konnte.

Dieses gelinde Fieber schien eine sehr unbedeutende Sache zu sein, obschon es für den Patienten selbst sehr peinlich war, denn er litt großen Durst, empfand Uebelkeiten und zeigte eine außerordentliche Abneigung gegen jede Speise — alles Symptome, die, wie Mr. Sheldon erklärte, die gewöhnlichsten und einfachsten Kennzeichen eines sehr gelinden Gallenfiebers waren, durch welches, wenn es einmal überstanden war, Tom's Gesundheit nur gewinnen konnte.

In den ersteren Stadien von Mr. Halliday's Krankheit hatten verschiedene angenehme kleine Spielpartien stattgefunden; seit der letzten Woche aber war der Patient zu schwach und zu abgespannt, um sich an etwas dergleichen betheiligen zu können. Er war sogar zu schwach, die Zeitung zu lesen oder auch nur sich vorlesen zu lassen.

Als Georg wieder einmal kam, um seinen alten Freund zu sehen und ihm Muth zuzusprechen, fand er Tom diesmal gar nicht mehr fähig, aufgeheitert zu werden, nicht einmal durch die Gesellschaft seines Busenfreundes oder durch die Schilderung eines Kirch-

thurmrennens in Yorkshire, wobei ein Nachbar beim Setzen über eine Doppelhecke zu Schaden gekommen war.

„Mit unserem Freund oben scheint es heute gar nicht gut zu gehen,“ sagte Georg zu seinem Bruder, als er Tom schwächer und matter fand als gewöhnlich. „Es wird doch keine schlimme Wendung mit ihm nehmen, Philipp?“

„O nein, es hat nichts zu sagen. Heute Abend ist er einmal sehr abgespannt, aber das hat nichts zu bedeuten.“

„Aber,“ sagte Georg, „wie mir scheint, kann er nicht noch abgespannter und matter werden ohne in's Grab zu sinken. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, so würde ich Jemanden zu Rathe ziehen.“

Der Zahnarzt zuckte die Achseln und machte mit seinen Lippen ein kleines verächtliches Geräusch.

„Wenn Du die Aerzte so kenntest, wie ich sie kenne, so würdest Du Dich nicht beeilen, einen Freund der Gnade eines solchen preiszugeben,“ sagte er dann in gleichgültigem Tone. „Wegen Tom mache Dir keine Unruhe. Es hat keine Gefahr mit ihm. Er hat seit zehn Jahren zu viel gegessen und zu viel getrunken, und dieses Gallenfieber wird ihn ordentlich auscuriren.“

„Meinst Du?“ bemerkte Georg zweifelnd, und dann folgte eine kleine Pause, während welcher die

Brüder, als sie einander einmal verstohlen ansahen, sich gegenseitig dabei ertappten.

„Ob Tom zu viel gegessen oder getrunken hat, weiß ich nicht," hob Georg nach einer Weile wieder an, „daß er aber etwas genossen hat, was ihm schlecht bekommen ist, das ist augenscheinlich."

Fünftes Capitel.

Der Brief aus dem Versicherungsbureau.

Am Abend des Tages, an welchem Mrs. Halliday und der Zahnarzt über die Angemessenheit, einen fremden Arzt herbeizurufen, gesprochen hatten, kam Georg Sheldon abermals, um seinen kranken Freund zu besuchen.

Er bemerkte die Veränderungen, die mit dem Kranken vorgingen, natürlich schneller als die Mitglieder des Haushalts, die ihn täglich und stündlich sahen, und heute Abend gewahrte er sofort eine auffallende Verschlimmerung.

Er hütete sich jedoch, in dem Zimmer des Kranken irgend eine Spur von Unruhe oder Ueberraschung zu verrathen. Er sprach seinem Freund auf die gewöhnliche ermunternde Weise zu, saß eine halbe Stunde lang am Bett und that sein Möglichstes, um Tom

aus seiner Stumpfheit und Lethargie aufzurütteln und Mrs. Halliday zu ermuthigen, welche die Aufgabe, ihren Gatten zu pflegen, mit der raschen Nancy Woolper theilte, die in einem Krankenzimmer ein wirklich unschätzbares Wesen war.

Georg's Versuche schlugen aber alle fehl. Die Apathie des Kranken war selbst durch die zusagendste Gesellschaft nicht zu zerstreuen, und auch Georgina's Lebensmuth war, so wie ihre Befürchtungen stiegen, immer tiefer und tiefer gesunken.

Gern hätte sie einen fremden Arzt rufen lassen, gern hätte sie Trost und Beruhigung von einer andern Richtung her erwartet. Sie fürchtete aber, Philipp Sheldon zu beleidigen, und ebenso fürchtete sie, ihren Gatten zu erschrecken.

Somit wartete sie und wachte und kämpfte gegen ihre immer mehr zunehmende Angst an. Hatte Mr. Sheldon nicht gesagt, die Krankheit seines Freundes sei keine gefährliche, und welchen Grund hätte er haben können, sie zu täuschen?

Eine Tasse Fleischbrühe stand auf dem kleinen Tisch neben dem Bett und hatte schon seit Stunden unberührt dagestanden.

„Ich hatte mir so viel Mühe gegeben, sie stark und klar zu machen," sagte Mrs. Woolper, als sie beim Aufräumen und Abstäuben des Zimmers auch an den kleinen Tisch kam; „der arme gute Mr. Halliday

hat aber auch nicht einen Löffel voll davon genossen. Morgen wird sie nichts für ihn taugen, und da ich vor lauter Unruhe und Eile keinen Bissen zu Mittag gegessen habe, so werde ich mir die Brühe zu meinem Abendbrod aufwärmen. Wir haben ohnehin fast gar nichts mehr im Hause, denn Sie essen auch nichts, Mrs. Halliday, und für Mr. Sheldon lohnt es nicht der Mühe, ein Mittagsmahl zu bereiten. Besser thäte man, das Fleisch, das man für ihn bestimmt, hinaus in den Rinnstein zu werfen, denn dann wäre es doch möglich, daß ein armer herrenloser Hund sich daran sättigte."

„Philipp ißt auch nicht ordentlich, Nancy?" fragte Georg, der noch am Bett des Kranken saß.

„Nein, er ißt auch nicht ordentlich. Gestern briet ich für ihn und Mrs. Halliday ein Huhn, ich glaube aber nicht, daß beide zusammen zwei Loth davon genossen haben, obschon es ein herrliches zartes Hühnchen war und ich es ganz delicat mit Brodsauce angerichtet hatte. Ein Kranker macht viele Kranke, das ist gewiß. Nie in seinem ganzen Leben habe ich Ihren Bruder so sonderbar gesehen, wie er jetzt ist, Mr. Georg."

„Wirklich?" antwortete Georg Sheldon nachdenklich. „Philipp gehört doch sonst nicht zu den gefühlvollen Seelen, die sich das Leiden Anderer so sehr zu Herzen nehmen."

Der Kranke lag, während dieses Gespräch stattfand, in tiefem Schlafe. Georg stand noch einige Minuten lang am Bett und blickte auf das veränderte Gesicht herab; dann drehte er sich herum, um das Zimmer zu verlassen.

„Gute Nacht, Mrs. Halliday," sagte er, „ich hoffe, ich werde, wenn ich morgen wiederkomme, unsern armen alten Tom etwas besser finden."

„Ich hoffe es auch," antwortete Georgy traurig.

Sie saß am Fenster und schaute hinaus nach dem dunkler werdenden westlichen Himmel, an welchem der letzte grelle Schimmer eines stürmischen Sonnenuntergangs auf dem eisengrauen Hintergrunde erstarb.

Diese ruhige Gestalt am Fenster, der stürmische Himmel und die zerfetzten eilenden Wolken draußen, das düstere Zimmer mit der unheimlich bedeutsamen Schaar Medicinflaschen, bildete ein schauerliches Gemälde — ein Gemälde, welches der, der es sah, noch viele Jahre nach diesem Abend in seiner Erinnerung trug.

Georg Sheldon und Nancy Woolper verließen mit einander das Zimmer. Letztere trug ein Präsentirbret voll leerer Fläschchen und Gläser und darunter auch die Tasse Fleischbrühe.

„Es scheint wirklich heute Abend mit ihm sehr schlecht zu gehen, Nancy," sagte Georg, indem er mit

dem Kopfe rückwärts auf die Thür des Krankenzimmers deutete.

„Ja, es geht wirklich sehr schlecht mit ihm, Mr. Georg,“ antwortete die alte Frau in ernstem Tone; „mag Mr. Philipp denken was er will. Ich will nichts gegen die Kenntnisse Ihres Bruders sagen, denn ein so fleißiger junger Mann wie er ist, muß viel Kenntnisse besitzen, und wenn ich selbst krank wäre, so würde ich ihm ohne Bedenken mein Leben anvertrauen, denn ich habe Leute in Barlingford sagen hören, der ärztliche Rath meines Herrn sei eben so gut wie der eines wirklichen Doctors, und die wirklichen Doctoren wüßten wenig, was er nicht besser oder wenigstens eben so gut verstünde. Trotzdem aber, Mr. Georg, glaube ich nicht, daß er Mr. Halliday's Krankheit so auffaßt, wie er eigentlich sollte.“

„Glaubt Ihr, daß Tom in Gefahr schwebe?“

„Das will ich gerade nicht sagen, Mr. Georg; ich glaube aber, anstatt besser zu werden, wird er immer schlechter.“

„Hm,“ murmelte Georg, „wenn Halliday um die Ecke gehen sollte, so hätte Philipp Aussicht, eine reiche Frau zu bekommen.“

„Sagen Sie das nicht, Mr. Georg!“ rief die Alte in vorwurfsvollem Tone. „So etwas dürfen Sie nicht einmal denken, so lange dieser arme Mann noch lebt. Ich bin überzeugt, Mr. Philipp hegt keine

derartigen Gedanken. Er sagte mir, ehe noch Mr. und Mrs. Halliday hierher nach London kamen, er und Miß Georgy hätten die Vergangenheit längst vergessen."

„Ah, wenn Philipp das gesagt hat, so ändert dies freilich die Sache. Philipp ist ein Mensch, der stets mit der Sprache herausgeht und stets sagt, was er meint," bemerkte Georg Sheldon.

Und dann ging er die Treppe hinunter und überließ es Nancy, ihm mit dem Brete voll klirrender Tassen und Gläser gemächlich zu folgen.

Er lächelte dabei vor sich hin, als ob er soeben etwas ungemein Humoristisches gesagt hätte.

Seinen Bruder traf er in der Folterkammer an einem Klumpen Gyps arbeitend, welcher das Modell einer Festungsruine in gothischem Styl zu sein schien.

Als Georg in das Zimmer trat, blickte der Zahnkünstler auf, schien sich aber über das Erscheinen seines Bruders nicht sonderlich zu freuen.

„Nun," sagte Mr. Sheldon der Jüngere, „immer so fleißig? Die Patienten finden sich wohl allmälig ein?"

„Mögen die Patienten zahnlos bleiben bis in alle Ewigkeit!" rief Philipp mit wildem Gelächter; „nein, ich arbeite nicht auf Bestellung. Ich experimentire blos."

„Du scheinst überhaupt ein großer Freund von

Experimenten zu sein, Philipp," sagte Georg, indem er in der Nähe des Tisches Platz nahm, wo sein Bruder unter der grell leuchtenden Gasflamme arbeitete.

Der Zahnkünstler sah in dem Gaslicht bleich und hohl aus, und seine Augen hatten das stumpfe, eingesunkene Aussehen, welches eine Folge längerer Schlaflosigkeit ist.

Georg betrachtete seinen Bruder eine Zeit lang nachdenklich und zog dann sein Cigarrenetui hervor.

„Belästigt es Dich, wenn ich hier rauche?" fragte er, indem er sich eine Cigarre anzündete.

„Nein, durchaus nicht. Du kannst immer hier sitzen bleiben, wenn es Dir Vergnügen macht, mich an dem Abguß eines Unterkiefers arbeiten zu sehen."

„Ah, das ist also ein Unterkiefer? Es sieht eher aus wie eine alte Mauer mit Schießscharten. Nein, Philipp, es liegt mir nichts daran, Dir bei Deiner Arbeit zuzusehen. Ich wünsche ernst mit Dir zu sprechen."

„Worüber denn?"

„Ueber den armen Schelm oben — den armen alten Tom. Er und ich waren in unserer Heimath sehr intime Freunde, wie Du weißt. Es geht sehr schlecht mit ihm, Philipp."

„Meinst Du? Du scheinst ja mit einem Male Arzt zu werden, Georg! Ich hätte nicht geglaubt, daß

Du bei dem Herumstöbern in Chroniken, alten Stammregistern und Kirchenbüchern einen so tiefen Einblick in die Wissenschaft der Medicin gewonnen hättest," sagte der Zahnkünstler in spöttischem Tone.

„Ich verstehe von der Medicin gar nichts, so viel aber weiß ich, daß es mit Tom Halliday ganz schlecht steht. Dabei ist es mir unbegreiflich, daß er gar keine bestimmte Krankheit zu haben scheint. Er liegt da, und es wird jeden Tag schlechter mit ihm, ohne daß man weiß, wie es kommt. Es ist das eine sonderbare Krankheit, Philipp."

„Ich sehe nichts Sonderbares darin."

„Nicht? Meinst Du nicht, daß schon die diesen Fall begleitenden Umstände sonderbar sind? Dieser Mann kommt frisch und gesund in Dein Haus, und plötzlich wird er krank und mit jedem Tage hinfälliger, ohne daß Jemand sagen kann, weshalb und warum."

„Das ist nicht wahr, Georg. Jeder in diesem Hause kennt die Ursache von Tom Halliday's Krankheit. Er kam in nassen Kleidern nach Hause, und bestand darauf, sie anzubehalten. Er erkältete sich, und die Folge davon war ein Fieber. Dies ist die ganze geheimnißvolle Geschichte des Falles."

„Das ist allerdings sehr einfach. Wenn ich aber an Deiner Stelle wäre, Philipp, so riefe ich noch einen andern Arzt herbei."

„Das ist Mrs. Halliday's Sache," antwortete der Zahnkünstler kaltblütig. „Wenn sie an meiner Geschicklichkeit zweifelt, so steht ihr frei, zu Rathe zu ziehen, wen sie Lust hat. Und nun bitte ich Dich, dieses Thema ruhen zu lassen, Georg. Die Krankheit dieses Mannes macht mir ohnehin genug Plage, und ich habe keine Lust, mich auch noch von Dir peinigen zu lassen."

Es folgte hierauf ein Gespräch über allgemeine Dinge; dasselbe gerieth jedoch sehr bald wieder in's Stocken, und Georg Sheldon erhob sich unmittelbar nachdem er seine Cigarre geraucht, um sich zu entfernen.

„Gute Nacht, Philipp," sagte er; „wenn Du jemals ein gutes Geschäft machst, so hoffe ich, daß Du auch mich bedenkst."

Diese Bemerkung stand in keinem ausdrücklichen Zusammenhang mit irgend etwas, was die beiden Männer diesen Abend besprochen hatten, dennoch aber schien Philipp Sheldon sich durchaus nicht darüber zu wundern.

„Ja, wenn mir das Glück wirklich einmal wieder hold ist, so wirst Du an mir einen guten Freund finden, Georg," entgegnete er in ernstem Tone.

Dann wünschte Mr. Sheldon der Jüngere ihm gute Nacht und verließ das Haus.

An der Ecke der Straße blieb er einen Augen-

blick stehen, um auf das Haus seines Bruders zurückzublicken. Er konnte die erleuchteten Fenster des Krankenzimmers sehen, und diese waren es, nach welchen er schaute.

„Der arme Tom,“ sagte er bei sich selbst, „der arme Tom! Wir waren in der alten Zeit sehr gute Freunde und Kameraden, und haben manchen angenehmen Abend mit einander verlebt!“

Mr. Sheldon, der Zahnarzt, blieb in dieser Nacht bis lange nach Mitternacht auf, wie er in der letzten Zeit schon seit vielen Nächten gethan. Er beendete seine Arbeit in der Folterkammer und ging dann hinauf in das gemeinsame Wohnzimmer oder Empfangszimmer, wie es par courtoisie genannt ward.

Es war kurz vor Mitternacht.

Die Dienstleute waren zu Bett gegangen, denn in dem Zimmer des Kranken ward von Niemandem regelmäßig gewacht. Mrs. Halliday lag in dem Zimmer ihres Gatten auf einem Sopha, und Nancy Woolper schlief in einem anstoßenden Zimmer, stets wachsam und stets zur Hand, wenn irgendwelche Hülfe gebraucht werden sollte.

Das Haus war in diesem Augenblick sehr ruhig; Philipp Sheldon ging in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab, und das Knarren seiner Stiefel schlug unangenehm laut an sein Ohr.

Nachdem er einigemal auf und ab gegangen war,

blieb er vor dem Kamin stehen und begann einige Briefe zu betrachten, welche auf dem Sims lagen. Sie waren an Mr. Halliday adressirt und von Yorkshire hierher geschickt worden.

Der Zahnarzt nahm sie alle, einen nach dem andern, in die Hand und betrachtete sie genau. Es waren lauter Geschäftsbriefe, und die meisten derselben kamen dem Poststempel nach aus Orten in der Provinz.

Nur ein einziger war darunter, der zunächst in London auf die Post gegeben worden war, und diesen Brief betrachtete Mr. Sheldon mit ganz besonderer Aufmerksamkeit.

Es war ein großes Document von officiellem Aussehen, und dem Couvert war das Wappen und die Devise einer unter dem Namen der „Allianz" bekannten Versicherungsgesellschaft aufgeprägt.

„Ich möchte wissen, ob in dieser Beziehung Alles in Ordnung ist," dachte Mr. Sheldon, indem er das Couvert in den Händen herumdrehte und mit zerstreuten Blicken betrachtete. „Ich muß mich davon überzeugen. Der Londoner Poststempel ist beinahe drei Wochen alt."

Er dachte einige Minuten lang nach und ging dann an den Wandschrank, in welchem er die Materialien zum Feueranzünden verwahrte.

Hier fand er einen kleinen blechernen Theekessel,

in welchem er das Wasser heiß zu machen pflegte, wenn es sich darum handelte, ein paar freundschaftliche Gläser Grog zu bereiten.

Er goß jetzt eine kleine Quantität Wasser aus einer auf dem Nebentische stehenden Flasche in diesen Kessel, zündete einige starke Holzspähne an und setzte den Kessel darüber.

Nachdem er dies gethan, suchte er eine Theetasse, fand eine und wartete dann, bis das Wasser sieden würde.

Er brauchte nicht lange zu warten. Das Wasser kochte wüthend ehe das Holz noch ganz verbrannt war, und Mr. Sheldon füllte die auf dem Tische stehende Tasse zu etwa zwei Drittheilen.

Dann legte er den Brief aus dem Versicherungsbureau quer über die Tasse mit dem Siegel abwärts und ließ ihn so liegen, während er selbst wieder auf und ab zu gehen begann.

Nachdem er dies etwa zehn Minuten lang gethan, kehrte er an den Tisch zurück und nahm den Brief wieder in die Hand.

Das mit einer Oblate und Gummi verschlossene Couvert ließ sich jetzt mit leichter Mühe öffnen, und Mr. Sheldon setzte sich unter Anwendung dieser sinnreichen Kriegslist in Kenntniß von dem Inhalt des Briefes.

Dieser enthielt weiter nichts als die Notiz, daß

die halbjährliche Prämie für die auf Thomas Halliday's Leben versicherte Summe von dreitausend Pfund an dem und dem Tage fällig sei, worauf noch einundzwanzig Respecttage gestattet seien, nach Verlauf welcher Zeit aber die Police, dafern nicht die Prämie bis dahin gebührend bezahlt sei, null und nichtig würde.

Mr. Halliday's Briefe hatten sich während der letzten vierzehn Tage angehäuft. Die aus Yorkshire hierher beförderten waren einige Zeit aufgehalten worden, denn man hatte sie erst nach Hyley Farm, welches sich jetzt im Besitz des neuen Eigenthümers befand, und dann nach Barlingford zu Georgina's Mutter geschickt, welche die Briefe über eine Woche lang behalten hatte, weil sie die Rückkunft ihres Schwiegersohnes mit jedem Tage erwartete.

Erst als sie von ihrer Tochter einen Brief erhielt, der ihr die Krankheit ihres Gatten meldete, waren Mr. Halliday's Briefe nach London geschickt worden.

Auf diese Weise kam es, daß die vierundzwanzig Respecttage bereits bis auf vierundzwanzig Stunden um waren, als Philipp Sheldon den Brief seines Freundes öffnete.

„Das ist eine ernsthafte Geschichte," murmelte der Zahnkünstler, indem er nachdenklich mit dem geöffneten Brief in der Hand dastand. „Dreitausend

Pfund hängen davon ab, daß dieser Mann im Stande ist, eine Anweisung zu schreiben."

Nachdem er sich die Sache einige Minuten lang überlegt, faltete er den Brief wieder zusammen, steckte ihn in das Couvert und verschloß dieses wieder sorgfältig.

„Heute Nacht kann ich ihn nicht erst noch damit peinigen," dachte er bei sich selbst. „Ich muß warten bis morgen, möge kommen, was da wolle."

Sechstes Capitel.

Mr. Burkham's Zweifel.

Der nächstfolgende Morgen dämmerte grau, bleich und frostig, ganz nach Art der ersten Frühlingsmorgen, mögen sie auch zu noch so balsamischen Tagen reifen.

Mit der Morgendämmerung trat Nancy Woolper in das Krankenzimmer, aber ihr Anblick war ein noch unerfreulicherer als der des Morgens. Mrs. Halliday erwachte eben aus einem unruhigen Schlummer.

„Was fehlt Euch, Nancy?" fragte sie erschrocken.

Sie hatte von Kindheit an diese Frau gekannt, und bemerkte jetzt sofort in ihrem Wesen und Aussehen eine Veränderung, die ihr anfänglich selbst nicht recht klar war.

Die muntere alte Frau, deren Gesicht sonst einem durch langes Aufheben runzelig gewordenen roth=

bäckigen Apfel glich, sah jetzt bleich und gespenstisch aus, so daß Georgina, wie schon gesagt worden, förmlich darüber erschrak. Nancy, die sonst so rasch und redselig war, sprach diesen Morgen in einem seltsamen gedämpften Tone und zeigte in ihrem ganzen Benehmen eine unnatürliche Ruhe.

„Was fehlt Euch, Nancy?“ fragte Mrs. Halliday nochmals, indem sie sich von ihrem Sopha erhob.

„Haben Sie keine Angst, Miß Georgy,“ antwortete die alte Frau, welche immer noch vergaß, daß Tom Halliday's Gattin je aufgehört hatte, Georgina Cradock zu sein, „haben Sie keine Angst. Ich bin die ganze Nacht nicht recht wohl gewesen und habe mich um Mr. Halliday gesorgt. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so ließ ich doch noch einen Arzt rufen. Kehren Sie sich nicht an das, was Mr. Philipp sagt. Er kann sich irren, wissen Sie, so gescheidt er auch ist. Man kann nicht wissen. Lassen Sie sich rathen, Miß Georgy, und lassen Sie noch einen Arzt holen — aber sogleich — sogleich,“ wiederholte die Alte, indem sie Mrs. Halliday mit leidenschaftlicher Energie beim Handgelenk faßte, wie um jenen Worten Nachdruck zu geben.

Die arme furchtsame Georgy bebte ängstlich zurück. „Ihr erschreckt mich, Nancy,“ flüsterte sie. „Glaubt Ihr wirklich, daß es mit Tom viel schlechter gehe? Ihr seid ja die ganze Nacht nicht bei ihm ge-



wesen und er hat sehr ruhig geschlafen. Was macht Euch diesen Morgen so besorgt?"

„Das lassen Sie nur gut sein, Miß Georgy; holen Sie noch einen Doctor, weiter sage ich nichts; holen Sie sofort noch einen Doctor. Mr. Sheldon schläft sehr leise. Ich will zu ihm gehen und ihm sagen, daß Sie durchaus noch anderweiten ärztlichen Rath haben wollen; nur bleiben Sie auch später dabei."

„Ja, ja; geht, geht!" rief Mrs. Halliday, nur zu bereit, unter dem Einfluß eines stärkeren Gemüths sich zu beunruhigen, und begierig zu handeln, sobald ihr noch Jemand zur Seite stand.

Nancy Woolper ging in das Zimmer ihres Herrn. Er mußte in der That sehr leise geschlafen haben, wenn er überhaupt geschlafen hatte, denn sofort, nachdem seine Haushälterin angepocht, war er vollkommen munter. Es waren noch nicht fünf Minuten vergangen, so kam er auch schon halb angekleidet aus seinem Zimmer heraus.

Nancy sagte ihm, Mrs. Halliday habe wegen ihres Gatten neue Besorgnisse geschöpft und wünsche anderweiten ärztlichen Rath.

„Und sie schickt Euch, um mir dies zu sagen?" fragte Philipp.

„Ja."

„Und wann wünscht sie, daß dieser neue Arzt gerufen werde?"

„Auf der Stelle, womöglich."

„Gut," sagte Mr. Sheldon, „Mrs. Halliday's Wünsche sollen sofort erfüllt werden. Der Himmel verhüte, daß ich zwischen meinem alten Freund und irgend einer Aussicht auf seine baldige Wiederherstellung stehen sollte. Wenn ein fremder Arzt ihn schneller wieder auf die Füße bringen kann als ich, so möge der fremde Arzt kommen."

Mr. Sheldon verlor keine Zeit, Mrs. Halliday's Wünschen nachzukommen. Er wollte eben, ohne gefrühstückt zu haben, das Haus verlassen, als Nancy Woolper ihm in der Hausflur mit einer Tasse Thee entgegenkam. Er empfing die Tasse fast mechanisch aus ihrer Hand und trug sie in das kleine Wohnzimmer, wohin Nancy ihm folgte.

Nun bemerkte er zum ersten Male im Gesicht seiner Haushälterin die Veränderung, welche Georgina Halliday so erschreckt hatte. Diese Veränderung war jetzt nicht mehr so auffallend, aber dennoch war die Nancy Woolper von heute nicht die Nancy Woolper von gestern.

„Ihr seht sehr sonderbar aus, Nancy," sagte der Zahnarzt, indem er mit seinen forschenden Augen das Gesicht der alten Frau musterte. „Seid Ihr unwohl?"

„Es ist mir die ganze Nacht sehr sonderbar ge-

wesen, Mr. Philipp. Ich empfinde Uebelkeiten und große Mattigkeit."

„Wahrscheinlich habt Ihr Euch in dem Krankenzimmer allzu sehr angestrengt. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht am Ende selbst noch liegen bleibt."

„Nein, das ist nicht die Ursache, Mr. Philipp. Es giebt so leicht nicht Jemanden, der angestrengte Arbeit besser aushalten könnte als ich. Das ist es nicht, was mich krank gemacht hat. Ich habe diese Nacht etwas genossen, was mir nicht bekommen ist."

„Dann seid Ihr albern genug," bemerkte Mr. Sheldon kurz. „Ihr solltet doch nun so viel Verstand haben, daß Ihr in Eurem Alter Eurer Verdauungskraft nicht zu viel zumuthet. Was habt Ihr denn genossen? Wahrscheinlich hartes kaltes Fleisch oder allzu scharfes Eingemachtes oder so etwas dieser Art."

„Nein, ich habe blos ein wenig Fleischbrühe getrunken, die ich für Mr. Halliday bereitet hatte. Und diese könnte eigentlich einem Säugling keine Beschwerden verursachen, wissen Sie, Sir."

„Meint Ihr?" rief der Zahnarzt in verächtlichem Tone. „Was versteht Ihr denn von solchen Dingen. Wahrscheinlich ist es etwas gewesen, was für Mr. Halliday bestimmt gewesen ist."

„Ja, allerdings, Mr. Philipp; Sie hatten es mit Ihren eigenen Händen zu ihm hinaufgetragen."

„Sehr richtig; wenn Ihr aber, Mrs. Woolper, von atmosphärischen Einflüssen so viel wüßtet wie ich, so würde Euch bekannt sein, daß etwas, was stundenlang in der verpesteten Luft des Zimmers eines Fieberkranken gestanden hat, für keinen Menschen mehr genießbar ist. Davon seid Ihr wahrscheinlich krank geworden."

„Ja, Sir; sehr krank, bis in's innerste Herz hinein," antwortete die Alte mit seltsamer Wehmuth in ihrem Tone.

„Nun, dann laßt es Euch eine Warnung sein. Genießt nie wieder etwas, was aus dem Krankenzimmer herunterkommt."

„Ich glaube nicht, daß ich noch lange Gelegenheit haben würde, dies zu thun, Sir."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich glaube nicht, daß Mr. Halliday es noch lange treibt."

„Ach, ihr Weiber seid doch allemal Unglücksraben."

„Es wäre denn, daß der fremde Doctor etwas thun könnte, um ihn zu curiren. O bitte, holen Sie einen geschickten Mann, der im Stande ist, den armen Hülflosen oben wieder gesund zu machen. Bedenken Sie, Mr. Philipp, daß Sie Freunde und Spielkameraden, fast Brüder gewesen sind — schon als Sie beide noch ganz kleine Knaben waren! Bedenken Sie, was

böswillige Leute reden könnten, wenn er hier unter Ihrem Dache stürbe!"

Der Zahnarzt hatte während dieses Gesprächs in der Nähe der Thür gestanden und seinen Thee getrunken, und jetzt zum ersten Mal betrachtete er seine Haushälterin mit einem Ausdruck grenzenlosen Erstaunens.

„Was im Namen alles Lächerlichen wollt Ihr damit sagen, Nancy?" fragte er ungeduldig. „Was hat mein Dach mit Tom Halliday's Krankheit oder seinem Tod, wenn es so weit käme, zu thun? Und was können die Leute zu sagen haben, wenn er hier anstatt anderswo sterben sollte?"

„Nun sehen Sie, Sir, da Sie sein Freund und Miß Georgy's Liebhaber gewesen sind, und da er keinen andern Arzt gehabt hat, so könnten die Leute es sich in den Kopf setzen, zu sagen, er sei nicht gehörig behandelt und abgewartet worden."

„Weil ich sein Freund bin? Das ist keine üble Logik! Ich will Euch etwas sagen, Mrs. Woolper. Wenn irgend eine Frau auf Erden mit Ausnahme derjenigen, welche mich als Kind gewartet und gepflegt hat, sich erdreistet hätte, mir das zu sagen, was Ihr mir jetzt gesagt habt, so würde ich dort die Thür öffnen und ihr befehlen, mein Haus sofort zu verlassen; das laßt Euch gesagt sein, Nancy, und unter=

steht Euch nicht wieder, mir sagen zu wollen, wie ich meinen Freund und Patienten behandeln soll."

Nachdem er dies gesagt, reichte er der Alten die leere Tasse und verließ das Haus. Es hatte nichts Leidenschaftliches in seinem Tone gelegen, er sprach blos wie ein Mann, welcher Veranlassung hat, eine alte zuverlässige Dienerin wegen einer unverantwortlichen Impertinenz zurechtzuweisen.

Nancy Woolper blieb an der Hausthür stehen und sah ihm eine Weile nach, während er die Straße hinabging. Dann kehrte sie langsam zu ihren Pflichten in den unteren Regionen des Hauses zurück.

„Es kann nicht wahr sein," murmelte sie bei sich selbst; „es kann nicht wahr sein."

Binnen weniger als einer Stunde war Philipp Sheldon wieder da. Er brachte einen in der Nähe wohnenden Arzt mit, welcher den Patienten befragte und besichtigte, Mrs. Halliday hoffnungsvoll zuredete und sich wieder entfernte, nachdem er noch versprochen, einen Salztrank zu schicken.

Der Muth der armen Georgy, welcher sich unter dem Einfluß der hoffnungsvollen Worte des fremden Arztes ein wenig gehoben, sank wieder, als sie sah, daß das Aeußerste, was der neue Doctor thun konnte, darin bestand, einen Salztrank zu verordnen. Ihr Gatte hatte schon so viele Salztränke

zu sich genommen und war gleichwohl mit jedem Tage unwohler und matter geworden.

Sie betrachtete den fremden Arzt mit zweifelhaftem Blick, während er auf der Schwelle stand, um noch einige Worte mit Mr. Sheldon zu sprechen.

Es war ein sehr junger Mann mit einem freimüthigen, knabenhaften Gesicht und rosigen Wangen. Er sah aus wie ein ganz frischer Neuling in den furchtbaren Geheimnissen der medicinischen Wissenschaft und gar nicht wie der Mann, von welchem man vorausgesetzt hätte, daß Philipp Sheldon bei ihm Hülfe suchen würde, wenn er fände, daß seine eigene nicht ausreichte.

Man darf aber nicht vergessen, daß Mr. Sheldon diesen jungen Mann blos aus Nachgiebigkeit gegen das, was er als eine Weibergrille betrachtete, herbeigeholt hatte.

„Er sieht noch sehr jung aus," sagte Georgina bedenklich, nachdem der neue Arzt sich entfernt hatte.

„Um so besser, meine liebe Mrs. Halliday," antwortete der Zahnarzt in ermuthigendem Tone. „Die Heilkunde macht jetzt ungeheure Fortschritte, und die jüngsten Aerzte sind die bestunterrichteten."

Die arme Georgy verstand dies nicht; es klang aber überzeugend, und sie war gewohnt, zu glauben, was die Leute ihr sagten. Demgemäß trat sie Mr. Sheldon's Meinung bei.

Wie konnte sie bezweifeln, daß er in allen Dingen, die mit der Heilkunde zusammenhingen, klüger sei als sie selbst?

„Heute Morgen scheint es ein wenig besser mit Tom zu gehen,“ hob sie nach einer Weile wieder an.

Der Patient schlief, verhüllt durch die Vorhänge des schwerfälligen altmodischen Himmelbetts.

„Nun, dann um so besser,“ antwortete der Zahnarzt. „Dann kann ich ihm, sobald er erwacht, einige Geschäftsbriefe geben, die schon seit einiger Zeit auf ihn warten.“

Mit diesen Worten setzte er sich zu Häupten des Bettes nieder und wartete ruhig auf das Erwachen des Patienten.

„Ihr Frühstück steht unten für Sie bereit, Mrs. Halliday,“ sagte er nach einer Weile. „Wollen Sie nicht hinuntergehen und es genießen, während ich hier Wache halte? Es ist beinahe zehn Uhr.“

„Ach, ich mag nicht frühstücken,“ antwortete Georgina weinerlich.

„Sie werden aber besser thun, wenn Sie etwas essen. Wenn Sie sich nicht in Acht nehmen, so machen Sie sich auch krank, und dann sind Sie nicht im Stande, Tom zu pflegen.“

Dieses Argument schlug sofort durch. Georgy ging hinunter in das Empfangszimmer und versuchte

wacker zu essen und zu trinken, um sich zur Abwartung und Pflege ihres Gatten zu stärken.

Die Qualen und Schmerzen der Eifersucht, welche sie um seinetwillen erduldet, hatte sie jetzt gänzlich vergessen. Sie dachte nicht mehr an sein spätes Heimkommen in trunkenem Zustande. Sie dachte an weiter nichts mehr, als daß er während der glücklichen Jahre ihres Ehestands immer sehr zärtlich und freundlich gewesen war und daß er jetzt sterbenskrank oben in dem dunkel gemachten Zimmer lag.

Mr. Sheldon wartete mit allem äußeren Anschein von Geduld auf das Erwachen des Kranken. Er sah aber während dieser halben Stunde des Wartens zweimal nach seiner Uhr, und einmal stand er auf und bewegte sich leise im Zimmer umher, um Schreibmaterialien zu suchen.

Er fand eine kleine Schreibmappe, welche Georgina gehörte, und ein frivoles Dintenfaß, welches einen Apfel mit vergoldetem Stiel und Blatt vorstellte.

Der Zahnarzt nahm sich die Mühe, sich zu überzeugen, daß ein anständiges Quantum Dinte in dem grünen Glasapfel enthalten sei und daß die Federn sich in brauchbarem Zustande befänden.

Dann kehrte er rasch auf seinen Stuhl am Bett zurück und wartete.

Nach einer Weile schlug der Kranke die Augen auf und erkannte mit mattem Lächeln seinen Freund.

„Nun, Tom, alter Junge, wie fühlst Du Dich heute? — ein wenig besser, wie Deine Frau mir sagte," hob der Zahnarzt in ermuthigendem Tone an.

„Ja, ich glaube wirklich, es geht ein wenig besser. Aber siehst Du, der Teufel sitzt nur darin, daß es mir allemal ein ganz klein wenig besser wird. Dann tritt wieder Stillstand ein. Jetzt kann meine Frau sich nicht mehr über mich beklagen, nicht wahr, Sheldon? Ich komme nicht mehr spät nach Hause, ich esse keine Austern, ich trinke keinen Champagner."

„Nein, allerdings jetzt nicht. Du wirst Dich auch, wenn Du wieder auf den Füßen bist, immer noch einige Wochen in Acht nehmen müssen."

Mr. Halliday lächelte matt, während sein Freund dies sagte.

„Wenn ich je wieder aufkomme, werde ich mich sehr in Acht nehmen, darauf kannst Du Dich verlassen, alter Freund. Zuweilen bilde ich mir ein, daß ich auf dieser Erde meinen letzten lustigen Abend zugebracht und zum letzten Mal Austern und Champagner genossen habe. Ich fürchte, es wird für mich die höchste Zeit, ernsthaft an vielerlei Dinge zu denken. Meine Frau ist, Gott sei Dank, gesund. Ich habe mein Testament schon vor länger als einem Jahre gemacht und bald nach meiner Verheirathung mein Leben ziemlich hoch versichert. Der alte Cradock ließ mir nicht eher Ruhe, als bis dies besorgt war.

Georgy ist daher geborgen. Wenn der Mensch aber ein leichtsinniges Leben geführt, vielleicht sehr wenig Unrechtes, aber auch nicht besonders viel Gutes gethan hat, dann muß er, ehe er diese Welt verläßt, zusehen, wie er mit jener steht. Ich verlangte gestern von Georgy ihre Bibel, die arme kleine Frau erschrak aber darüber so sehr, daß sie ganz außer sich gerieth. „Ach sprich nicht so, Tom!" rief sie. „Mr. Sheldon sagte, es ginge mit Dir jede Stunde besser." Du kannst hiernach errathen, wie selten es bei mir vorkommt, daß ich in der Bibel lese. Nein, Philipp, alter Freund, Du hast für mich gethan, was Du gekonnt hast, das weiß ich, ich bin aber nicht aus sehr zähem Material geschaffen, und alle Arzenei, die Du mir in meinen armen wunden Hals hinuntergießest, kann mir meine Kräfte nicht wiedergeben."

„Ach rede doch keinen Unsinn, alter Junge. Freilich, ein Mensch, der nicht an's Kranksein gewöhnt ist, denkt, wenn er einmal ein paar Tage das Bett hüten muß, es sei gleich aus mit ihm."

„Ich hüte es nun seit drei Wochen," murmelte Mr. Halliday etwas ungeduldig.

„Na, vielleicht stellt Dich dieser Mr. Burkham in drei Tagen her, und dann wirst Du sagen, Dein Freund Sheldon sei ein Ignorant."

„Nein, das werde ich nicht sagen, alter Junge; ein solcher Narr bin ich nicht. Ich werde nicht Dir

etwas zur Last legen, woran nur meine eigene Constitution schuld ist. Was den jungen Mann betrifft, den Du soeben hierher brachtest, weil Georgy es gewünscht hatte, so glaube ich nicht, daß er mehr für mich thun können wird, als Du gethan hast."

„Wir werden Dich durch unsere vereinten Bemühungen schon wieder auf die Füße bringen, daran zweifle nicht, Tom," antwortete Philipp Sheldon in seinem hoffnungsvollsten Tone. „Du siehst heute Morgen wirklich beinahe wieder so munter aus wie sonst. Dein Zustand hat sich so gebessert, daß ich es wagen kann, mit Dir von Geschäften zu sprechen. Es liegen seit einigen Tagen mehrere Briefe an Dich da. Ich wollte Dich, während Du Dich so unwohl fühltest, nicht damit peinigen. Sie sehen aber aus wie Geschäftsbriefe, und vielleicht wird es gut sein, wenn Du sie öffnest."

Der Kranke betrachtete das kleine Packet, welches der Zahnarzt aus der Brusttasche seines Rockes genommen hatte, und schüttelte dann mit dem Ausdruck der Ermüdung den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß ich im Stande bin, zu lesen, Sheldon," sagte er. „Die Briefe müssen noch warten."

„Ach, Du mußt Dich ein wenig zwingen, alter Junge. Die Briefe sind vielleicht wichtig, und es wird Dir wohlthun, wenn Du einen Versuch machst, Dich aufzurütteln."

„Ich sage Dir aber, ich kann nicht, Philipp. Ich bin es nicht mehr im Stande. Siehst Du das nicht selbst ein, Freund? Oeffne die Briefe selbst, wenn Du Lust hast.“

„Nein, nein, Halliday; das thue ich nicht. Hier ist einer mit dem Siegel des Lebensversicherungsbureaus. Du hast doch Deine Prämien immer richtig eingezahlt?“

Tom Halliday richtete sich einen Augenblick lang, wie zu neuem Leben aufgeschreckt, auf dem Ellbogen empor, sank aber gleich darauf mit schwachem Stöhnen wieder auf die Pfühle zurück.

„Das weiß ich wirklich nicht,“ sagte er im Tone der Besorgniß. „Sieh doch einmal nach, Philipp, thue es um meines Weibchens willen. Wenn man von den Aerzten untersucht und von dem Directorium aufgenommen worden ist, so glaubt man, die Versicherung sei nun für immer besorgt, und vergißt, daß es auch noch eine Kleinigkeit in Bezug auf die Prämie zu erledigen giebt. Es wird am besten sein, wenn Du den Brief öffnest. Ich habe mir Termine niemals gut merken können, und diese Krankheit hat mir das wenige Gedächtniß, welches ich besessen, vollständig geraubt.“

Mr. Sheldon öffnete das officielle Document, welches er aus wohlwollender Rücksicht für das Interesse seines Freundes am Abend vorher so geschickt

zu handhaben gewußt, und las den Brief langsam und anscheinend bedächtig durch.

„Du hast Recht, Tom," rief er dann. „Die einundzwanzigtägige Frist läuft mit heute ab. Du wirst wohlthun, wenn Du mir sofort eine Anweisung schreibst, damit ich dann sie dem Bureau einsenden kann. Wo ist Deine Brieftasche?"

„In der Tasche des Rockes, der dort hängt."

Philipp Sheldon fand die Brieftasche und brachte sie seinem Freunde zugleich mit Georgy's Schreibmappe und dem frivolen Dintenfaß in Gestalt des Apfels.

Mit weiblicher Zartheit legte und stellte er die Schreibmaterialien zur Benutzung für den Kranken zurecht. Sein Arm stützte Tom Halliday's abgemagerten Körper, während der Kranke langsam und mit Mühe die Anweisung ausfüllte und, als er seinen Namen unterzeichnet hatte, tief aufathmete, als ob ihm nun eine schwere Last vom Herzen genommen wäre.

„Nicht wahr, Du wirst es pünktlich besorgen, alter Freund?" fragte Tom, indem er Philipp die Anweisung einhändigte. „Es war sehr freundlich von Dir, meinem Gedächtniß in dieser Angelegenheit zu Hülfe zu kommen. Ich bin einer von jenen Menschen, die Alles auf den andern Tag verschieben, und fürchte, ich bin während der letztvergangenen Woche

manchmal geradezu nicht recht richtig im Kopfe gewesen."

„Dummes Zeug, Tom! Wie kannst Du so etwas sagen."

„Es ist aber so. Mir hat das wunderlichste Zeug vor Augen geschwebt. Warst Du nicht vorgestern Nacht, als Georgy schlief, hier bei mir im Zimmer?"

Mr. Sheldon dachte einen Augenblick nach, ehe er antwortete.

„Nein," sagte er dann; „vorgestern Nacht nicht."

„Das dachte ich mir," murmelte der Kranke. „Ich war jene Nacht folglich nicht recht richtig im Kopfe, Philipp, denn ich bildete mir ein, ich sähe Dich, und es war mir dabei auch, als hörte ich die Flaschen und Gläser auf dem kleinen Tische hinter dem Vorhang klirren."

„Du hast vielleicht geträumt."

„O nein, ich träumte nicht. Ich war in jener Nacht sehr unruhig und schlaflos. Indessen, das gehört weiter nicht hierher. Ich liege zuweilen stundenlang wie betäubt da und fühle mich körperlich und geistig so schwach, wie eine Ratte, die Gift gefressen hat. Es wird daher gut sein, wenn ich, während ich meinen Verstand beisammen habe, sage, was ich schon so lange hätte sagen mögen. Du bist mir während dieser ganzen Krankheit ein guter und gefälliger Freund gewesen, Philipp, und ich will nicht undankbar sein.

Wenn es mit mir zum Schlimmsten kommt — und ich glaube, es wird dies der Fall sein — so soll Georgy Dir einen schönen Trauerring oder, wenn Dir das lieber ist, fünfzig Guineen geben. Und nun laß mich Dir die Hand drücken und Dir herzlich danken, alter Freund, für jetzt und immerdar."

Der Kranke streckte seine matte und abgemagerte Hand aus, und Philipp Sheldon schloß dieselbe, nachdem er einen Augenblick gezögert, in seine muskulösen Finger.

Er war im Evangelium nicht sehr bewandert, als er aber das Krankenzimmer verließ, glaubte er plötzlich wie mit feurigen Buchstaben an der ihm gegenüber befindlichen Wand die Worte zu lesen, die ihm noch von seinen Schultagen her im Gedächtniß geblieben waren:

„Und da er kam, trat er bald zu ihm und sprach zu ihm: Rabbi, Rabbi; und küßte ihn."

Der neue Arzt kam zweimal täglich, um seinen Patienten zu besuchen. Er schien die Sache sehr ernst zu nehmen, und die Symptome machten ihn ein wenig stutzig.

Die arme Georgy besaß Scharfsinn genug, um zu gewahren, daß dieser neue Rathgeber der Sache nicht auf den Grund kommen konnte, und begann zu glauben, Philipp Sheldon habe Recht und die regelmäßig prakticirenden Aerzte seien sehr dumme Menschen.

Sie theilte ihre Zweifel dem Zahnarzt mit und meinte, es werde räthlich sein, einen gesetzten, bejahrten Arzt zu Rathe zu ziehen und Mr. Burkham wieder zu verabschieden.

Dagegen aber protestirte Philipp entschieden.

„Sie forderten mich auf, einen fremden Arzt herbeizuholen, Mrs. Halliday, und ich habe dies gethan," sagte er mit der Würde eines Beleidigten. „Nun müssen Sie sich auch mit seinem Rath und seinen Anordnungen begnügen, wenn es ihm nicht selbst beliebt, noch anderweiten Beistand zu suchen."

Die arme Georgy mußte sich fügen. Sie seufzte und kehrte in das Zimmer ihres Gatten zurück, wo sie sich setzte und still hinter den Bettvorhängen weinte.

Es ward jetzt in dem Krankenzimmer doppelt Wache gehalten, denn Nancy Woolper verließ es nur selten und schlief fast gar nicht.

Es war, im Ganzen genommen, eine traurige Zeit im Hause des Zahnarztes, und Tom Halliday entschuldigte sich bei seinem Freunde mehr als einmal wegen der Störung, die er ihm verursachte. Wäre er mit den Einzelnheiten der neueren Geschichte vertraut gewesen, so hätte er Karl Stuart citirt und um Verzeihung gebeten, daß er so lange zubrachte, ehe er starb.

Plötzlich aber tauchte ein Hoffnungsschimmer auf.

Der Patient schien entschieden besser zu werden, und Georgy war bereit, Mr. Burkham als den größten und gescheidtesten Arzt zu verehren. Jene Schatten von Zweifel und Unklarheit, welche anfangs Mr. Burkham's Stirn verdunkelt hatten, zerstreuten sich, und er sprach von dem Kranken in sehr ermuthigendem Tone.

Zum Unglück dauerte dieser Zustand der Dinge nicht lange.

Der junge Arzt kam eines Morgens und erschrak sehr über das Aussehen des Patienten. Er sagte dies Philipp Sheldon, dieser aber erklärte seine Befürchtungen für ungegründet.

Während die beiden Männer den Fall discutirten, war es ganz klar, daß der nicht regelmäßig practicirende Arzt dem andern vollkommen gewachsen war.

Mr. Burkham hörte zuletzt ohne zu widersprechen zu, ging aber nur halb überzeugt fort.

Er ging rasch von dem Hause hinweg, als er aber aus Fitzgeorgestreet hinaus war, blieb er plötzlich stehen.

„Was soll ich thun?" fragte er sich selbst. „Welchen Weg soll ich einschlagen? Wenn ich Recht habe, so bin ich ein Schurke, wenn ich die Sache so fortgehen lasse. Habe ich Unrecht, so wird jede Einmischung mich für mein ganzes Leben ruiniren."

Er hatte seine Morgenrunde beendet, ging aber

nicht stracks nach Hause. Er verweilte an den Ecken ruhiger Straßen und ging auf der unbesuchten Seite eines freien Platzes auf und ab.

Einmal drehte er sich herum und lenkte seine Schritte wieder nach der Richtung von Fitzgeorgestreet.

Nach all' diesem Zögern ging er aber doch nach Hause, setzte sich sehr nachdenklich zu Tische und antwortete seiner jungen Frau, wenn sie ihn anredete, auf's Gerathewohl.

Er war ein neuer Anfänger, der sein kleines Vermögen im Ankauf einer Kundschaft angelegt hatte, die sich als eine sehr armselige erwies, und er hatte den Kampf des Lebens vor sich.

„Ganz gewiß hast Du heute etwas auf dem Herzen, Harry," sagte seine Frau, ehe noch die Mahlzeit beendet war.

„Ja, das ist auch der Fall, liebes Weib," antwortete er. „Ich habe in Fitzgeorgestreet einen schwierigen Fall, der mir viel Unruhe macht."

Die betriebsame kleine Frau verschwand nach Tische, und der junge Arzt ging allein im Zimmer auf und ab und brütete über dem schwierigen Fall in Fitzgeorgestreet.

Nachdem er beinahe eine Stunde auf diese Weise zugebracht, raffte er plötzlich seinen Hut von dem

Tische, auf welchen er denselben gesetzt, und eilte zum Hause hinaus.

„Ich muß Rath und Beistand suchen, möge kommen, was da wolle," sagte er bei sich selbst, indem er rasch seine Schritte nach der Richtung von Mr. Sheldon's Hause lenkte. „Die Sache kann vollkommen in Ordnung sein — wenigstens wüßte ich nicht, welchen Beweggrund der Mann hätte — aber ich will mich befragen."

Er blickte, indem er quer über die Straße ging, an der saubern, makellosen Wohnung des Zahnarztes empor.

Die Gardinen waren alle heruntergelassen, und dieser Umstand erweckte bei ihm ein plötzliches innerliches Frösteln.

Die Aprilsonne schien aber in ihrer ganzen Fülle auf diese Seite der Straße, und die dicht zugezogenen Gardinen hatten vielleicht keine weitere Bedeutung.

Die Thür ward von einem Knaben mit schläfrigem Gesicht geöffnet, und in der Hausflur begegnete Mr. Burkham dem Zahnarzte.

„Mein Patient macht mir seit heute Morgen viel Sorge und Unruhe, Mr. Sheldon," sagte der Arzt, „und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich mit einem Arzte von höherem Range als dem meinigen conferiren muß. Glauben Sie, daß die Gattin des Kranken etwas dagegen einzuwenden habe?"

„Ich glaube, sie würde nichts dagegen eingewendet haben," antwortete Philipp Sheldon in sehr ernstem Tone, „wenn Sie nämlich diesen Vorschlag eher gemacht hätten. Es thut mir aber leid, Ihnen sagen zu müssen, daß derselbe jetzt zu spät kommt. Vor einer halben Stunde hat mein armer Freund seinen letzten Seufzer ausgehaucht."

Zweites Buch.

Die beiden Macaires.

Erstes Capitel.

Ein goldener Tempel.

Mitten in dem belgischen Eisenlande, im Schatten hoher, schirmender, mit stattlichen Tannen bewachsener Berge, liegt der kleine fashionable Badeort Forêt-de-chêne.

Zwei oder drei schöne Hôtels; ein großes neues weißes Gebäude mit riesigen Fenstern von blankem Spiegelglas und einem stattlichen viereckigen Hof; eine winzige Gasse, welche aussieht, als ob ein Bruchstück des englischen Brighton in dieses belgische Gebirgsthal hineingefallen wäre; ein halb verfallener classischer Tempel, der gleichzeitig ein Postbureau und der Altar ist, an welchem Kranke der Göttin der Gesundheit durch Consumtion unaussprechlich widerwärtiger Mineralwässer ihre Opfer darbringen; einige hohe weiße Landhäuser, die hier und da an den Ab-

hängen der waldigen Hügel umhergestreut sind, und eine sehr unbequeme Eisenbahnstation — dies sind die Hauptkennzüge von Forêt-de-chêne.

Rechts und links aber von dieser kleinen Gruppe von Kaufläden und Hôtels strecken sich dunkle Eichenalleen entlang, welche aussehen wie bedeckte Wege nach dem Paradies, und das dunkle Blau des Augusthimmels und der Hauch der warmen, weichen Luft, das zarte Grün der jungen Tannenwaldungen und die wonnige Ruhe, welche die schläfrige kleine Stadt durchdringt und die heiße Landschaft in trägem Nebel badet — dies sind Reize, welche Forêt-de-chêne unter den brennenden Wäldern und Bergen des Eisenlandes zu einer angenehmen, erquickenden Oase machen.

Nur zu bestimmten Zwischenzeiten wird die Ruhe des schläfrigen Thales durch Rädergerassel, Schellengeläut, Peitschengeknall und lärmende Kutscher unterbrochen. Blos wenn die Eisenbahn abreisende Gäste fortträgt oder neue bringt, herrscht ein gewisser Grad von Tumult oder Verwirrung in der kleinen Stadt, aber selbst dann sind dieser Tumult und diese Verwirrung von sehr milder Art und rufen nur einen schnell vorübergehenden Mißklang in der sonst herrschenden Harmonie hervor.

Trotz der arkadischen Ruhe der Landschaft aber, trotz der schläfrigen Stille der Tannenwaldungen, trotz dem dunkeln, feierlichen Schatten jener langen

Alleen, wo man hoffen könnte, noch einige Druiden unter den Eichen sitzen zu finden, ist doch in dem kleinen Badeorte Forêt-de-chêne Aufregung von nicht gewöhnlicher Art zu finden, und der beobachtende, denkende Reisende, der sich auf einer modernen sentimentalen Wanderung befindet, braucht blos in das stattliche weiße Gebäude mit den blanken Spiegelglasfenstern zu treten, um die gewaltigsten Leidenschaften der Menschenbrust zu seinem Vergnügen und seiner Erbauung entschleiert zu sehen.

Der von Neugier getriebene unwissende Reisende stößt bei seinem Eintritt auf kein Hinderniß. Die Thüren stehen so weit offen, als ob das große Haus ein Hôtel wäre, und dennoch ist es kein Hôtel, obschon ein Placat, an welchem der Reisende vorüberkommt, ihm sagt, daß er hier Eis und Sorbet bekommen kann.

Auch ist das schöne, so neu aussehende Gebäude kein Theater, denn ein zweiter Anschlagzettel meldet dem Fremdling, daß jeden Abend dramatische Vorstellungen in einem Seitengebäude gegeben werden, welches blos ein Anhängsel zu dem kolossalen weißen Palast ist.

Der Reisende, der ungehindert und blos nachdem ein Mann in Livrée ihn seines Stockes beraubt hat, seinen Weg weiter geht, steigt eine prachtvolle Treppe hinauf und durchschreitet ein schönes Vorzimmer, aus

welchem ein Paar Spiegelglasthüren in einen geräumigen Salon führen, wo in dem warmen Augustsonnenschein ein Kreis von Männern und Frauen um einen großen grünen Tisch versammelt sind und spielen.

Der unwissende Reisende, der nicht an die Vergnügungen eines Badeorts auf dem Continent gewöhnt ist, empfindet vielleicht ein gewisses Gefühl von Ueberraschung, welches beinahe an Scham grenzt, wenn er diese schweigende Versammlung betrachtet, deren Beschäftigung ihm wegen ihres Mangels an Geräusch um so seltsamer erscheinen muß.

Es herrscht hier nicht das lebendige Treiben, von welchem sonst fast jede Art von Vergnügen begleitet ist, und eben so wenig der Wirrwarr eines Wettrennens oder eines Börsensaals.

Die Spieler in Forêt-de-chêne nehmen ihre Beschäftigung furchtbar ernst, und der unwissende Fremde fügt sich unbewußt selbst mit in die feierliche Ruhe des Orts und tritt leise auf, wenn er sich dem Tisch nähert, um welchen die Spieler versammelt sind, von welchen so viele, als Platz finden, um den mit grünem Tuch überzogenen Tisch herumsitzen, während hinter ihnen die anderen in doppelter und dreifacher Reihe stehen, so daß die Hintersten den Tisch nur über die Schultern der Vorderen hinweg sehen können.

Ein Anschlag an der Wand erklärt, daß nur

permanenten Spielern erlaubt ist, an dem geheiligten Tische sitzen zu bleiben.

Vielleicht ein Drittel der Spieler und ein Drittel der Zuschauer sind Frauen, und wenn es Lippen giebt, die fester zusammengebissen sind als andere Lippen, oder Augen, aus welchen ein grelleres, gierigeres Licht leuchtet als aus anderen Augen, so gehören diese Lippen und Augen eben den Frauen an. Die unbeschuheten weiblichen Hände sehen fast aus wie Krallen, wenn sie die blanken Silbermünzen von dem grünen Tuch hinwegraffen; die weiblichen Hälse sehen hager und hexenartig aus, wenn sie sich über männliche Schultern hinwegdehnen, und die weiblichen Augen haben etwas Dämonisches in ihrem stählernen, grellen Glanze, wenn sie den raschen Fortgang des Spiels beobachten.

Ein halbes Dutzend mäßige Vermögen scheinen verloren und gewonnen zu werden, während der Reisende unbeachtet und ungesehen vom Hintergrunde aus zusieht, denn selbst wenn diese Spiegelglasthüren sich plötzlich öffneten, um die sieben Engel aus der Offenbarung mit den sieben goldenen, mit dem Zorne Gottes gefüllten Schalen einzulassen, so steht zu bezweifeln, ob ihr ehrfurchtsgebietender Glanz, oder der Posaunenstoß, der ihr Kommen verkündete, die Macht haben würde, die Spieler aus ihrer Versunkenheit aufzurütteln.

Ein halbes Dutzend sehr anständige väterliche Erbtheile scheinen, während der Reisende zugesehen hat, ihre Besitzer gewechselt zu haben, und dennoch hat er das Spiel erst seit ungefähr zehn Minuten beobachtet, und dieser prachtvolle Salon ist blos ein Vorzimmer, wo man eine so lumpige Summe wie zwei Francs setzen kann, wenn man nämlich lumpig genug ist, dies thun zu wollen, und wo man, wenn man an einem schönen Sommermorgen ungefähr eine halbe Stunde spielt, kaum mehr als fünfzig bis sechzig Pfund verlieren könnte.

Ein zweites Spiegelglasthürenpaar führt in ein inneres Zimmer, wo das Schweigen noch tiefer ist und wo um einen größeren Tisch eine einzige Reihe von Spielern sitzt, während nur hier und da eine kleine Gruppe hinter ihren Stühlen steht.

An den Wänden und an der Decke dieses Zimmers ist noch mehr Vergoldung, die Frescomalereien sind zarter ausgeführt, und die krystallenen Kronleuchter sind mit Glasbehängen geschmückt, welche in der Sonne funkeln wie Diamanten.

Dies ist der Tempel des G o l d e s, und in diesem prachtvollen Zimmer kann man nicht weniger setzen als einen halben Napoleon. Es sind auch Frauen hier, aber nicht so viele als in dem äußeren Salon, und die Frauen hier sind jünger und schöner, und eleganter gekleidet als die, welche nur Silber setzen.

Die schönste und jüngste Dame in diesem goldenen

Zimmer war an einem Augustnachmittage, neun Jahre nach Tom Halliday's Tode, ein Mädchen, welches hinter dem Stuhl eines Engländers von militärischem Aussehen stand, eines alten Mannes, dessen schönes Gesicht ein wenig durch die Spuren entstellt ward, welche nächtliche Gelage und ausschweifende Gewohnheiten zurückzulassen pflegen.

Das Mädchen hielt in der einen Hand eine Karte und in der andern eine Nadel, und war mit einer geheimnißvollen Verrichtung beschäftigt, wodurch sie das Spiel des Engländers controlirte.

Sie war noch sehr jung und hatte ein zartes Gesicht, in dessen weicheren Lineamenten eine verfeinerte Aehnlichkeit mit den Zügen des Mannes lag, dessen Spiel sie so aufmerksam verfolgte.

Während aber seine Augen hart, kalt und grau waren, zeigten die ihrigen jenes Schwarz, welches eine unergründliche und geheimnißvolle Tiefe zu besitzen scheint.

Wenn sie aber von allen im Zimmer anwesenden Damen die schönste war, so war sie doch am schlechtesten gekleidet. Die ursprünglich schwarze Farbe ihrer dünnen seidenen Mantille war in ein schmutziges Braun übergegangen; der Strohhut, der ihr Gesicht beschattete, war von der Sonne verbrannt, und die Bänder an demselben hatten ihren Glanz verloren.

Dennoch verrieth der Ausputz ihres Alpakakleids

das Bestreben, elegant zu erscheinen, und die lavendelfarbigen Handschuhe, deren weißliche Streifen die Unvollkommenheit der Kunst der Wäscherin kundgaben, waren ein augenscheinlicher Beweis, daß hier ein Kampf mit Armuth und Mangel geführt ward.

Elegante Pariser und die Auserwählten von Brüssel betrachteten den militärischen Engländer und seine schöne Tochter mit einem leichten Anflug von hochmüthigem Erstaunen. Ordinär gekleidete junge Damen haben kein Recht, in dem goldenen Tempel zu sein, und es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß die junge Person in dem Alpakakleid die abstoßendsten Blicke von ihren eigenen Landsmänninnen erhielt.

Diese von weiblichen Augen abgeschossenen parthischen Pfeile besaßen aber in diesem Augenblick nicht die Macht, ihr Ziel zu verwunden.

Die junge Dame blickte von ihrer durchlöcherten Karte nur sehr selten auf, und wenn sie die Augen aufhob, so geschah es allemal, um nach einer und derselben Richtung zu schauen, nämlich nach den großen Glasthüren, die in den äußeren Salon führten.

Man kam und ging, die Thüren öffneten und schlossen sich so geräuschlos, wie gut eingerichtete Thüren sich möglicherweise öffnen und schließen können; Fußtritte ließen sich auf dem polirten Fußboden hören, und zuweilen, wenn die junge Dame in dem Alpakakleid die Augen aufhob, verdunkelte ein vor-

übergehender Schatten getäuschter Erwartung ihr Gesicht.

Ein moderner Laurence Sterne, der auf einer „sentimentalen Reise" begriffen gewesen wäre, würde an dem Studium dieses Mädchens Interesse gefunden haben; der beobachtende und denkende Reisende ist aber in unserem Touristenzeitalter sehr schwach vertreten, und Marie und ihre Ziege könnten sich lange auf der Landstraße umhertreiben, ehe sie auf einen träumerischen Wanderer mit sympathischem Gemüth stießen.

Die junge Dame in dem so wenig eleganten Costüm wartete auf Jemanden. Sie beobachtete das Spiel ihres Vaters sorgfältig und markirte ihre Karte mit unfehlbarer Präcision. Dabei aber genügte sie dieser Pflicht nur mechanisch, und blos wenn sie die Augen zu den großen blanken Spiegelglasthüren emporhob, die den Eingang zu diesem gefährlichen Paradies bildeten, beseelte ein Strahl des Gefühls ihr Antlitz.

Sie wartete auf Jemanden, und der Erwartete zögerte zu kommen.

Ach, wie schwer ist es für den Arithmetiker, die qualvollen Enttäuschungen, die bitteren Schmerzen zu zählen, welche ein einziges Frauenherz in einer einzigen halben Stunde erdulden kann! Dieses Mädchen war noch so jung, und schon hatte sie leiden gelernt.

Der Mann spielte mit der concentrirten Aufmerksamkeit und dem unbeweglichen Gesicht eines erfahrenen Spielers. Selten hob er seine Augen von dem grünen Tuche auf, und niemals warf er einen Blick auf das Mädchen, welches hinter ihm stand.

Er gewann heute und nahm das Glück eben so ruhig hin, wie er an demselben Tische schon oft das Unglück hingenommen hatte.

Er schien nach einem ihm eigenen System zu spielen, und benachbarte Spieler betrachteten ihn mit neidischen Blicken, als sie den Goldhaufen unter seinen mageren, zitternden Händen immer größer werden sahen.

Unwissende Spieler, die, nachdem sie zwei oder drei Napoleons verloren, vom Spiel wieder zurücktraten, sahen den glücklichen Engländer an und wunderten sich über ihn, während ihr Neid, den sein wunderbares Glück erweckte, sich mit einem Anflug von Mitleid mischte.

Er sah aus wie ein herabgekommener Gentleman — ein Mann, der in vergangenen Tagen ein militärischer Dandy gewesen und auch noch jetzt die alten Prätensionen machte, obschon er nicht mehr die Mittel dazu besaß.

Endlich verklärte sich das Gesicht des Mädchens plötzlich, indem sie wieder einmal aufblickte, und es wäre für einen Beobachter sehr leicht gewesen, diese

Veränderung ihres Gesichts richtig zu deuten. Der, auf den sie gewartet, war endlich da.

Die Thüren öffneten sich, um einen jungen Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren einzulassen, dessen romantisch schönes Gesicht und nachlässiges Costüm an Georg Gordon Lord Byron erinnerte.

Er war einer jener Männer, welche von sehr jungen Damen bewundert, von klugen, prosaischen Leuten aber mit Mißtrauen betrachtet zu werden pflegen.

Das locker gebundene Halstuch, die weiten Beinkleider und der schwarzsammetne Morgenrock, wodurch der junge Mann sich den soliden Gästen von Forêt-de-chêne anstößig machte, alles dies schmeckte ein wenig nach den Quartier Latin, nach genialem Bummlerthum.

Ebenso lag ein halb poetischer Vagabundismus in dem halb gleichgültigen, halb verächtlichen Ausdruck seines Gesichts mit dem grimmigen Schnurrbart und den stark markirten Augenbrauen, welche schläfrig graue Augen überschatteten — Augen, die halb durch ihre langen Wimpern verdeckt wurden, gerade so, wie Tümpel blauen Wassers zuweilen unter den um sie herum wuchernden Linsen verborgen liegen.

Er war schön, und er wußte auch, daß er schön war, aber er that, als verachte er die Schönheit seines stolzen Gesichts ebenso, wie er die herrlichsten und schönsten Dinge auf Erden zu verachten vorgab.

Gleichwohl lag eine an den Bummler erinnernde Geckenhaftigkeit in seinem Costüm, welche zu dem weltmännischen Stutzerthum des am Tische sitzenden alten Spielers einen scharfen Gegensatz bildete.

Die junge Dame betrachtete den Eintretenden mit wehmüthig innigen Blicken, während er langsam auf den Tisch zuschritt, und eine schwache Röthe entzündete sich auf ihren Wangen, als er der Stelle, wo sie stand, näher kam.

Nach einer Weile ging er an ihr vorüber, während er zugleich einen widerlichen Tabaksgeruch um sich verbreitete, und er nickte ihr freundlich zu indem er sagte:

„Guten Morgen, Diana."

Dies war aber Alles.

Die schwache Röthe schwand wieder, und die Wangen wurden um so bleicher; das junge Mädchen nahm aber ihre ermüdende Aufgabe mit der Karte und der Nadel wieder auf, und wenn sie innerhalb dieser wenigen Momente eine getäuschte Erwartung erfahren hatte, so war dies doch eine Täuschung, an welche sie gewöhnt war.

Der junge Mann ging um den Tisch herum, bis er an den einzigen noch leeren Stuhl kam. Auf diesem nahm er Platz, und nachdem er dem Spiel einige Minuten zugesehen, begann er auch mitzuspielen.

Von dem Augenblick an, wo er sich auf den leeren

Stuhl niederließ, bis zu dem drei Stunden später, wo er sich erhob, um den Tisch zu verlassen, hob er seine Augen nicht ein einziges Mal von dem grünen Tuche auf und schien Alles vergessen zu haben, was um ihn her vorging.

Das Mädchen beobachtete ihn, nachdem er am Tische Platz genommen, verstohlen eine kurze Zeit lang; die steinerne Maske des Spielers von Profession aber ist ein unfruchtbarer Gegenstand für den forschenden Blick eines Frauenauges.

Nach einer Weile seufzte sie und legte ihre Hand auf die Lehne des Stuhls, hinter welchem sie stand. Diese Bewegung erweckte die Aufmerksamkeit des Mannes, der auf dem Stuhle saß, und er drehte sich zum ersten Male herum und sah das Mädchen an.

„Bist Du müde, Diana?“ fragte er.

„Ja, Papa, ich bin sehr müde.“

„Nun, dann gieb mir Deine Karte und geh,“ antwortete der alte Spieler verdrießlich. „Mädchen sind immer müde.“

Sie gab ihm die geheimnißvoll durchlöcherte Karte und verließ ihren Posten hinter dem Stuhl.

Dann, nachdem sie eine Weile mit abgespannter, gleichgültiger Miene im großen Salon herumgewandelt und von einem geöffneten Fenster zum andern gegangen war, um in den sonnenhellen Hof hinunterzuschauen, wo wohlgekleidete Leute an kleinen Tischen

saßen und Eis aßen oder Limonade tranken, ging sie ganz fort in ein anderes Zimmer, wo einige Kinder nach dem schwachen Klange einer Violine tanzten.

Hier setzte sie sich auf eine mit Sammet gepolsterte Bank und sah der Lection der Kinder einige Minuten lang zu. Dann stand sie auf und trat an ein anderes geöffnetes Fenster, welches die Aussicht auf denselben Hof hatte, wo die wohlgekleideten Leute sich in dem warmen Augustsonnenschein amüsirten.

„Wie übertrieben elegant sich doch alle Leute kleiden," dachte sie, „und wie elend und erbärmlich kommt man unter diesen Leuten sich selbst vor. Und doch, wenn ich Papa bitte, mir ein paar Napoleons von dem Gelde zu geben, welches er heute gewonnen hat, so wird er mich blos vom Kopf bis zum Fuß betrachten und mir sagen, ich hätte ja Kleid, Mantille und Hut — was wollte ich denn da noch weiter? Ich sehe hier Mädchen, deren Väter so liebevoll gegen sie und so stolz auf sie sind — häßliche Mädchen, welche in Seide, Musselin und Bändern herausgeputzt sind, die ein kleines Vermögen gekostet haben — tölpische, unbeholfene Mädchen, welche gleichwohl mich ansehen, als ob ich eine neue Art wildes Thier wäre."

Die Salons in Forêt-de-chêne waren reich an riesigen Spiegeln, und während Diana Paget so un-

zufrieden im Zimmer umherwanderte, sah sie ihr Bild in vielen Exemplaren und in seiner ganzen Armseligkeit zurückgeworfen.

Erst sehr spät hatte sie entdeckt, daß sie einigen Anspruch auf Schönheit hatte, denn ihr Vater, der sie nicht anständig erziehen oder angemessen kleiden konnte oder wollte, schlug in seinen väterlichen Lehren einen sehr hohen Ton an und hatte aus Furcht, daß sie einmal auf ihre Schönheit eitel werden möchte, Sorge getragen, ihr frühzeitig einzuprägen, daß sie die Verkörperung von Allem sei, was man mager, fahl und unbeholfen nennt.

Zweites Capitel.

Herunter kommt man leicht.

Unter den vielen Unklugheiten, deren Horatio Paget — früher Cornet in einem Cavallerieregiment, in seinem Verkehr mit der Welt aber stets „Capitän" — sich im Laufe eines langen Lebens schuldig gemacht hatte, gab es keine, über welche er sich so bittere Vorwürfe machte, wie über eine gewisse thörichte Heirath, die er noch spät im Leben geschlossen.

Es war dies geschehen, als er, nachdem er die letzte Aussicht, die das nachsichtige Schicksal ihm eröffnet, verscherzt, sich auf's Krankenlager geworfen und dem Tode näher sah, als er jemals während seiner kurzen militärischen Laufbahn gewesen.

Er war jetzt so nahe daran, aus dem rasch fließenden Strom des Lebens in den unermeßlichen Ocean der Ewigkeit zu gleiten, daß das wärmste Gefühl von

Dankbarkeit, welches jemals sein kaltes Herz bewegt, den Pulsschlag desselben beschleunigte, während er die Hand faßte, die ihn von der unbekannten Region zurückgehalten, deren eisiger Hauch ihn mit Furcht und Grauen erfüllt hatte.

Diese rettende Hand war die eines Weibes, und nur der Himmel weiß, welche Geduld, welches sorgfältige Darreichen von Heilmitteln, welche unermüdliche Bereitung von Brühen und Suppen, welche unermüdliche selbstverleugnungsvolle Sclaverei nöthig gewesen war, um den herabgekommenen Wüstling zu retten, der, ein gespenstischer Schatten seines früheren Ich, wiederum in die Welt hinausschaute, aber eine hülflose Bürde für Jeden war, der sich dazu verstand, ihn zu ernähren oder zu unterstützen.

„Danken Sie nicht *mir*," sagte der Arzt, als sein noch matter Patient ihm in gewählten Worten seine Dankbarkeit betheuerte, ohne durch das Bewußtsein beunruhigt zu werden, daß diese dankbaren Betheuerungen die einzige Münze waren, womit der Arzt für seine Dienste bezahlt werden würde. „Wenn Sie Jemandem danken wollen, so danken Sie diesem jungen Mädchen, denn wenn sie nicht gewesen wäre, so wären Sie jetzt nicht mehr hier, um von Dankbarkeit sprechen zu können. Sollten Sie jemals wieder von einer solchen Lungenentzündung heimgesucht werden, so beten Sie zum Himmel, daß er Ihnen

wieder eine solche Pflegerin schicke, obschon ich nicht glaube, daß Sie eine zweite solche finden werden."

Nachdem der biedere Arzt dies gesagt, entfernte er sich und ließ Horatio Paget mit der Person, die ihm das Leben gerettet, allein.

Diese Person war weiter Niemand als die Tochter seiner Wirthin, und seine Wirthin war nicht etwa eine reiche Hausbesitzerin, welche verschwenderische alte Junggesellen ausbeutet, sondern eine rechtschaffene Wittwe in einer kleinen obscuren Straße. Sie vermiethete ein dürftig möblirtes kleines Wohnzimmer und ein noch dürftiger möblirtes kleines Schlafzimmer an jeden beliebigen ledigen Herrn, den der Glückswechsel in eine solche Localität trieb.

Capitän Paget war weit herabgekommen, als er von diesem elenden Zimmer Platz nahm und sich auf das ärmliche Bett der Wittwe zur Ruhe niederlegte.

Gewöhnlich giebt es in dem Leben eines solchen Mannes eine schauerliche Zwischenzeit, welche den Tag, an welchem er seinen letzten Schilling ausgiebt, von der Stunde trennt, wo er anfängt, auf die Börsen anderer Leute Jagd zu machen.

Diese hoffnungslose Zwischenzeit war es, wo Horatio Paget das Haus der Wittwe bezog. Obschon er aber hier schlief, so konnte er es doch noch nicht über sich gewinnen, den ganzen Tag in einem so armseligen Stadttheil zuzubringen.

Jeden Morgen verließ er vielmehr, saubere Wäsche und ausgezeichnet sitzende Handschuhe zur Schau tragend, in tadellosem Rock und lackirten Stiefeln seine Wohnung und lenkte seine Schritte nach dem aristokratischen Westend, wo er bis jetzt eine so hervorragende Rolle gespielt hatte.

Jede Garderobe hat ihren Spätsommer, und der Glanz eines von einem Schneider ersten Ranges gefertigten Rockes gleicht dem Glanz der tropischen Sonne — er strahlt bis auf den letzten Augenblick, schwindet aber dann mit einem Male. Capitän Paget's Garderobe stand damals in ihrem Spätsommer, und wenn er fühlte, wie verhängnißvoll nahe das Pflaster von Bondstreet den Sohlen seiner Füße war, konnte er sich doch zugleich nicht einer liebenden Bewunderung der Stiefel erwehren, die selbst in ihrer Abgenutztheit noch so schön waren.

Viele ermüdende Stunden lang ging er während dieser Zeit seines Verfalls jeden Tag im Westend hin und her. Er versuchte auf anständige, aber feine Weise zu leben, indem er seinen Freunden Geld abborgte oder einen Wechsel discontirte, den er sich von einem unschuldigen Bekannten zu verschaffen gewußt, welcher sich durch das feine Aeußere und die glatte Zunge des Abenteurers täuschen ließ und glaubte, er befände sich nur vorübergehend in Verlegenheit.

Ganze Tage lang brachte er damit zu, daß er

sich in den Hallen und Wartezimmern von Clubs umhertrieb, deren Mitglied er früher gewesen.

Lange, ermüdende Meilen marschirte er zwischen St. James und Mayfair, Kensington Gore und Notting Hill hin und her und gab kleine Briefe an Leute ab, die nicht zu Hause waren, oder schrieb ein Billet in dem einen Zimmer, während der Mann, an den er schrieb, im Nebenzimmer den Athem anhielt.

Leute, die früher einmal Capitän Paget's intime Freunde gewesen waren, schienen, wie es dem arm gewordenen Capitän vorkam, mit einem Male den Entschluß gefaßt zu haben, ihr Leben außerhalb ihrer Wohnungen zuzubringen.

Die Diener seiner Freunde waren mit einer seltsamen Ungewißheit in Bezug auf das Kommen und Gehen ihrer Herren behaftet. An welcher Thür Horatio Paget auch erscheinen mochte, so schien es gleich zweifelhaft, ob der Herr des Hauses an diesem Tage zu Tische, oder den nächstfolgenden, oder gegen Ende der Woche, oder ob er überhaupt jemals wieder nach Hause kommen würde.

Zuweilen sah der Capitän, wenn er in der Abenddämmerung vorsprach und in einen befreundeten Kreis zugelassen zu werden hoffte, Lichtschimmer unter der Thür eines Speisezimmers hindurch und hörte das Knallen der Korke und das trauliche Klirren von Gläsern und Silbergeschirr, aber auch hier lautete

die Antwort unverbrüchlich: „Nicht zu Hause und wahrscheinlich auch nicht sobald zu erwarten.“

Dann und wann traf er aber doch in einem der Clubs irgend einen jungen Mann, der keine Frau hatte, welche seine Börse überwachte und jede übel angewendete Fünfpfundnote kläglich beweinte, und der daher Mitleid mit dem herabgekommenen Verschwender hatte und seine Geschichte von blos vorübergehender Verlegenheit glaubte oder wenigstens so that.

Dann speiste der Capitän großartig bei einem kleinen französischen Restaurant in Leicester Square, trank zu seinen Austern eine halbe Flasche Chablis und wärmte sich dann mit Chambertin, der ihm in einer mit Spinnweben bedeckten Flasche gebracht ward.

In der letzteren Zeit aber ward der trübe Lebensstrom des Capitäns durch dergleichen Sonnenblicke nur selten erleuchtet. Mißerfolg und getäuschte Erwartung waren die Regel seiner Existenz, glücklicher Erfolg die Ausnahme geworden.

Wenn er jetzt auf dem Wege nach dem Westend über die Themse ging, pflegte er auf der Waterloo-Brücke ein wenig zu verweilen, träumerisch in das Wasser hinabzublicken und sich zu fragen, ob wohl die Zeit nahe bevorstehe, wo er unter dem Schutz der Abenddämmerung dem Brückengeld-Einnehmer seinen letzten halben Penny bezahlen und dann nie-

mals wieder das Bedürfniß einer irdischen Münze kennen würde.

„Ich sah einmal einen Leichnam in der Morgue — einen armen Teufel, der sich ersäuft und einige Wochen im Wasser gelegen hatte. Großer Gott, wie entsetzlich sah er aus! Wenn man gewiß wüßte, daß man sogleich gefunden und anständig begraben würde, dann hätte diese Todesart nichts gerade sehr Schreckliches. Aber so gefunden zu werden und in einem Todtenhaus am Ufer zu liegen, während ein scheußliches Placat an der halbverfaulten Thür modert und ringsum nichts als Schlamm, Fäulniß und Verwesung zu sehen ist, bis endlich Jemand kommt, der den Cadaver recognoscirt! Und wer weiß, ob nicht selbst der Todte dies fühlt.“

Gerade zu der Zeit, wo Horatio Paget fast alltäglich dergleichen Betrachtungen anzustellen begonnen hatte, zog er sich die Erkältung zu, die in eine viele Wochen dauernde, sehr gefährliche Krankheit überging.

Der Herbst war naß, kalt und unfreundlich; Capitän Paget aber hatte, obschon er in gewisser Beziehung sehr gebildet war, geistige Beschäftigung nie sonderlich geliebt, und allein in dem armseligen Zimmer zu sitzen, welches er von Mrs. Kepp gemiethet, dies war ihm unerträglich.

Wenn er jede Seite der geborgten Zeitung gelesen, bei dem Leitartikel verächtlich den Mund verzo-

gen, die Meldung von der Heirath, die einer seiner ehemaligen reichen Freunde gemacht, mit Stöhnen, und die Nachricht von der Insolvenz eines andern ehemaligen Freundes mit Schadenfreude vernommen — wenn er das Feuer binnen einer Stunde ein halbes Dutzendmal grimmig geschürt und dabei jedesmal auf den verschmierten Rost und die schlechten Kohlen geschimpft — wenn er seine letzte Cigarre geraucht, seine Lieblingsstiefel gewichst, zum Fenster hinausgesehen und sich mit schwermüthigem Blick in dem elenden kleinen Spiegel über dem schmalen Kaminsims betrachtet hatte, dann waren seine geistigen Hülfsquellen erschöpft und eine zornige Ungeduld bemächtigte sich seiner.

Dann warf er trotz dem strömenden Regen oder dem umwölkten Himmel seine Pantoffeln in den fernsten Winkel — der fernste Winkel in Mrs. Kepp's möblirtem Zimmer war von dem Lehnstuhl des Capitäns nicht sehr weit — zog die festesten seiner lackirten Stiefel an, knöpfte seinen noch tadellosen Ueberrock zu, setzte vor dem Spiegel seinen Hut auf und verließ mit dem Regenschirm in der Hand das Haus, um seine Schritte westwärts zu lenken.

Stets westwärts, durch Sturm und Regen, zurück nach den Regionen seiner Jugend, ging der Wanderer und Ausgestoßene, um die rothe Gluth lustiger Kaminfeuer an den Spiegelglasfenstern seiner Lieblingsclubs

zurückgeworfen, die Lampen in geräumigen Lesezimmern zeitig in der Herbstdämmerung anzünden, ihr Licht auf den kostbaren Einbänden der Bücher schimmern und sich in den dunkeln Tiefen carmoisinrother Draperien verlieren zu sehen.

Für diesen armen Menschen war der Schmerz der Verbannung aus diesen Palästen eben so bitter, wie die Qual, die ein gefallener Engel empfindet.

Es war jetzt die eintönigste, todteste Zeit des Jahres, und es waren nicht viel Besucher in diesen prachtvollen Lesezimmern, wo die Schirmlampen ihr gedämpftes Licht auf den keuschen Glanz des Heiligthums warfen. Capitän Paget konnte daher sich auf dem Schauplatz seiner entschwundenen Jugend umhertreiben, ohne sonderlich Erkennung fürchten zu müssen.

Dennoch aber wurden seine Wanderungen im Westen mit jedem Tage hoffnungsloser und zweckloser. Er begann zu verstehen, wie es kam, daß die Leute, an deren Thüren er anpochte, niemals zu Hause waren. Er konnte nicht länger die Demüthigung solcher Abweisungen ertragen, denn er begann zu merken, daß die Diener eben so gut wie ihre Herren wußten, was er wollte, und daß sie ihre Antworten stets in Bereitschaft hatten, mochte er erscheinen, wann er wollte.

Er hörte deshalb auf, diese Thüren zu belagern;

er wußte, daß die Seifenblase dieses armen, thörichten Lebens geplatzt war, und daß ihm weiter nichts übrig blieb, als zu sterben.

Auch schien es um diese Zeit wirklich, als ob das Ende aller Dinge für ihn nahe gerückt wäre.

An einem regnerigen windigen Abend, als er mit triefenden Kleidern und während seine schönen lackirten Stiefel sich in eine Art Brei verwandelt hatten, in seine armselige Wohnung zurückkehrte, zog er sich eine heftige Erkältung zu, die in eine gefährliche Lungenentzündung überging.

Damals geschah es, daß eine Frauenhand sich ausstreckte, um ihn zu retten, und daß die himmlische Zärtlichkeit eines Weibes in seiner furchtbaren Noth sich seiner erbarmte.

Der rettende Engel, der diesen hülflosen, niedergebeugten Pilger tröstete und wieder aufrichtete, war ein in niederem Stand geborenes Mädchen Namens Mary Anne Kepp — ein Mädchen, welches den Capitän, seitdem er in dem Hause ihrer Mutter gewohnt, bedient, von welcher er aber ungefähr so viel Notiz genommen hatte, als von den farbigen Dienern, die seine Befehle vollzogen, als er mit seinem Regiment in Ostindien stand.

Horatio Paget war in den entschwundenen Tagen seines Glanzes ein Nachtschwärmer und Spieler, ein Raufbold und Renommist, niemals aber ein Wollüst-

ling gewesen, und er wußte nicht, daß das Mädchen, welches ihm sein Frühstück brachte und unter der Last seines Kohlenkastens taumelte, eins der schönsten war, die er jemals gesehen.

Er war so durch und durch eine Creatur des Westends, daß weibliche Schönheit ohne prachtvolles Costüm und Diamantenschmuck für ihn kaum Schönheit war. Er wartete, bis der anmeldende Lakai ihren Namen nannte und das leise Gesumm vornehmen Beifalls ihren Eintritt begleitete, ehe auch er das Knie bog und ihre Vorzüge anerkannte.

Die Schönheiten, deren er sich erinnerte, hatten ihr Patent von dem Prinz-Regenten empfangen und waren in den Häusern der Herzöge von Devonshire und Hertford bestätigt worden.

Wie sollte daher der alternde Junggesell wissen, daß dieses Mädchen im unscheinbaren Kattunkleid, mit von dem bleichen Gesicht zurückgestrichenem, unfrisirtem Haar und mit von Küchen- und Hausarbeit beschmutzten Händen und Wangen schön sei?

Erst während der langen, eintönigen Stunden seiner Reconvalescenz, als er auf dem harten, kleinen Sopha lag, entdeckte er den Liebreiz des Gesichts, welches, während er im Fieberwahnsinn gelegen, sich so oft besorgt über ihn geneigt hatte.

„Ich habe Sie für eine ganze Menge andere Personen angesehen, liebes Kind,“ sagte er zu seiner

Wirthstochter, die mit ihrer Arbeit an einem kleinen Tische saß, während ihre Mutter mit dem Strickstrumpf in der Hand und der Brille auf der Nase schlummernd in der Ecke eines Armstuhls lehnte.

Miß Kepp und ihre Mutter pflegten ihre Abende in dem Zimmer ihres Miethers zuzubringen, denn er beklagte sich bitter, daß ihm, wenn er allein wäre, immer noch wunderliche Dinge vor die Augen kämen.

„Ich habe Sie für eine Menge Personen angesehen, Mary Anne," fuhr der Capitän in träumerischem Tone fort. „Zuweilen glaubte ich, Sie wären die Gräfin von Jersey, und ich sah sie mich lächelnd ansehen, wie da ich ihr das erste Mal vorgestellt ward. Ich war zur Zeit der schönen Jersey noch sehr jung, und dann lebte auch damals noch jener Andere, mit dem ich in Brighton Thee zu trinken pflegte. Ach, mein Himmel, die Welt hat sich sehr verändert. Der König ist todt, und Alles, Alles ist anders geworden. Ich bin ein sehr alter Mann, Mary Anne."

Er war zweiundfünfzig Jahre alt, aber es war ihm wirklich zu Muthe, als wäre er ein ganz alter Mann. Er hatte sein ganzes Geld verthan und die besten Freunde seiner Jugend überlebt, denn das Schicksal hatte gewollt, daß er eine schon im Abscheiden begriffene Aera schmückte, und er war unter schon bejahrten Gönnern und Genossen ein Jüngling gewesen.

Seine Gönner waren todt, und die Leute, deren Gönner er gewesen war, verschlossen jetzt, in den Tagen seiner Armuth, die Thüren vor ihm.

Was seine Verwandten betraf, so hatte er denselben schon längst, als er dem funkelnden Kielwasser des prachtvollen Schiffs, des königlichen Georg, gefolgt war, den Rücken gekehrt. Jetzt, in der Stunde des Verfalls und seiner Hülflosigkeit, war daher keiner da, der ihn unterstützt hätte.

So empfand Horatio Paget alle Bitterkeiten des Greisenalters, obschon er erst zweiundfünfzig Jahre zählte.

„Ich bin ein sehr alter Mann, Mary Anne," wiederholte er in kläglichem Tone.

Mary Anne Kepp fand ihn aber gar nicht alt. In ihren Augen war er die Verkörperung alles dessen, was elegant und distinguirt ist. Er war der erste Gentleman, den sie jemals gesehen. Ihre Mutter hatte auch schon Abmiether gehabt, welche sich Gentlemen genannt und in ihrem Verkehr mit der Wittwe und ihrer Tochter stolz und grandios gezeigt hatten, aber was für elende, nachgemachte Brillanten waren sie im Vergleich mit dem echten Edelstein!

Mary Anne Kepp hatte schon lackirte Stiefel gesehen, ehe die bescheidenen Dielen der Wohnung ihrer Mutter durch den Tritt von Horatio Paget's Füßen geehrt worden waren; aber was für tölpische

gemeine Stiefel waren es gewesen und was für plumpe plebejische Füße hatten diese Stiefel getragen.

Die schmalen weißen Hände des neuen Miethers dagegen, sein feingeformter Fuß, die patricische Krümmung seiner Adlernase, die vollkommene Grazie seines Costüms, seine wohllautende gutgewählte Ausdrucksweise — alles dies hatte auf Mary Anne's zärtliches kleines Herz eben wegen der Armuth und Verlassenheit des Mannes um so mehr Eindruck gemacht.

Daß ein solcher Mann vergessen, arm und verlassen sein sollte, dies erschien dem einfachen Mädchen als eine große Ungerechtigkeit des Schicksals, und als noch dazu Krankheit ihn ereilte, da verschwendete sie den ganzen Schatz ihrer Zärtlichkeit und ihres Mitleids an ihn.

Dabei dachte sie nicht an Lohn oder Vergeltung.

Sie wußte, daß der Miethsmann ihrer Mutter blutarm war und daß seine Zahlungen mit jeder Woche und jedem Monat immer unregelmäßiger geworden waren.

Dabei aber war sie sich der Tiefe des Gefühls, welches sie zu einer so barmherzigen unermüdlichen Pflegerin machte, nicht bewußt, denn ihr Leben war ein arbeitsvolles, und sie hatte weder Zeit noch Neigung zu krankhaftem Brüten über ihren eigenen Gefühlen.

Gegen die Klage des Capitäns in Bezug auf sein Alter erhob sie eifrigen Protest.

„Wie kann ein Gentleman, der erst fünfzig Jahre zählt, sich alt nennen?“ sagte sie. „Sie haben, so Gott will, noch viele Jahre vor sich, und ich bezweifle auch nicht, daß sich noch gute Freunde finden werden, die Ihnen beistehen.“

Capitän Paget schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Sie reden, als ob Sie mir aus der Karte wahrsagten,“ entgegnete er. „Nein, liebes Kind, ich werde, wenn ich jemals wieder so weit komme, auf die Straße gehen zu können, nur einen Freund haben, auf den ich mich verlassen kann, und dieser bin ich selbst. Ich habe das Vermögen verthan, was mein Vater mir hinterlassen hatte; ich habe das Geld verthan, wofür ich mein Officierpatent verkaufte; ich habe mich von jedem werthvollen Gegenstand getrennt, den ich jemals besessen — ich bin, wie man zu sagen pflegt, rund und rein fertig, Mary Anne. Es hat aber auch schon Leute gegeben, die eben so weit herunter gewesen sind als ich, und die es gleichwohl möglich zu machen gewußt haben, noch ein halbes Jahrhundert angenehm zu leben. Ich glaube, was diesen Leuten möglich gewesen ist, das kann ich auch thun. Wenn dem geschorenen Lamm der Wind zugemessen wird, so sorgen dagegen Habichte und Geier für sich selbst. Ich habe mein Glück als geschorenes Lamm versucht, aber der

Sturm hat mir übel mitgespielt, und es bleibt daher weiter nichts übrig, als mich den Geiern zuzugesellen."

Mary Anne Kepp sah den Miethsmann ihrer Mutter mit großen, verwunderten Augen an. Sie vermuthete, daß er etwas Gottloses und Lästerliches gesagt, gleichwohl war sie zu unwissend und zu unschuldig, um zu errathen, was er eigentlich meinte.

„Ach bitte, reden Sie nicht so, Sir," entgegnete sie. „Es macht mich ganz unglücklich, solche Worte von Ihnen zu hören."

„Aber warum sollte irgend etwas, was ich sage, Sie unglücklich machen, liebes Kind?" fragte der Capitän.

Es lag in dem Tone, womit dies gesagt ward, etwas, was Mary Anne's bleiches Gesicht dunkel erröthen machte, und sie neigte sich tiefer über ihre Arbeit, um dieses peinliche Erröthen zu verbergen.

Sie wußte nicht, daß der Ton, in welchem der Capitän sprach, der Vorläufer einer ernsten Anrede war; sie wußte nicht, daß die große Krisis ihres Lebens ihr bevorstand.

Horatio Paget hatte beschlossen, ein Opfer zu bringen. Der Arzt hatte ihm gesagt, daß er sein Leben der Aufopferung dieses Mädchens zu danken habe, und er hätte nicht Mensch sein müssen, wenn er nicht eine dankbare Regung empfunden hätte.

Er war dankbar, und in den öden Stunden seiner

langsamen Wiedergenesung hatte er vollauf Muße, das Wesen zu beobachten, welchem er schon so viel verdankte, wenn nämlich sein armseliges, werthloses Leben viel genannt werden konnte.

Er sah, daß Mary Anne mit großer Zuneigung an ihm hing, daß sie ihn wahrhafter liebte, als er, so viel ihm bekannt, jemals geliebt worden war.

Auch sah er, daß sie schön war. Einer Häßlichen würde Capitän Paget sich auch zu großem Dank verpflichtet gefühlt haben, ganz gewiß hätte er aber an eine Häßliche nicht so gedacht, wie er an Mary Anne Kepp dachte.

Das Resultat seiner Beobachtungen und Erwägungen war Folgendes:

Mary Anne Kepp war schön, sie liebte ihn, und sein Leben war ein gänzlich elendes und verlassenes. Demgemäß beschloß er, seine Dankbarkeit durch ein erhabenes Opfer zu beweisen.

Ehe das gute Mädchen ihr Gesicht von der Näharbeit, über welche sie sich gebückt, um ihr Erröthen zu verbergen, wieder emporrichtete, hatte Horatio Paget sie gefragt, ob sie sein Weib werden wolle.

Ihre Gemüthsbewegung überwältigte sie fast, während sie ihm zu antworten versuchte; aber sie kämpfte tapfer dagegen, näherte sich dem Sopha, auf welchem der Capitän lag, und sank neben ihm auf die Knie nieder. Eine Bettlerin, um deren Hand ein

König sich bewirbt, könnte von der Herablassung ihres Bewerbers nicht tiefer durchdrungen sein, als dieses einfache, arme Mädchen war, während sie so vor dem Miethsmann ihrer Mutter kniete.

„Ich — ich soll Ihr Weib werden? Ach, das ist nicht Ihr Ernst, Sir!"

„Es ist aber mein Ernst, und ich meine es vollkommen aufrichtig, liebes Kind," antwortete der Capitän. „Ich biete Ihnen kein großes Glück, Mary Anne, denn ich bin so weit herunter, wie ein Mensch nur sein kann. Dabei aber gedenke ich nicht, mein ganzes Leben lang arm zu bleiben. Na, weinen Sie nur nicht!" rief er ungeduldig, denn Mary Anne hatte sich das Gesicht mit den Händen bedeckt, und Thränen rieselten zwischen den armen, fleißig arbeitenden Fingern hindurch. „Richten Sie sich auf und sagen Sie mir, ob Sie einen abgelebten, alten Junggesellen zum Mann nehmen wollen oder nicht."

Horatio Paget hatte in den schönen Tagen seiner Jugend viele Frauen bewundert und sich mehr als einmal eingebildet, er habe sich verzweifelt verliebt; dennoch aber ist es zweifelhaft, ob die gewaltige Leidenschaft jemals wirklichen Besitz von seinem Herzen genommen hatte, welches von Natur kalt und träg war und selten von einer Regung bewegt ward, die ihren Entstehungsgrund nicht im Egoismus hatte.

Er hatte schon sehr zeitig im Leben sich seine

eigene Religion erfunden und seinen eigenen Götzen aufgerichtet. Dieser Götze war nach seinem eigenen Bild geformt, und diese Religion hatte ihren Anfang und ihr Ende in seinem eigenen Vergnügen und Belieben.

Miß Kepp's Aufregung hätte ihm schmeicheln und ihn erfreuen sollen, er war aber kränklich und verdrießlich, und da er sein ganzes Leben lang eine große Antipathie gegen weibliche Thränen gehegt hatte, so war die Gemüthsbewegung, welche Mary Anne kundgab, ihm lästig.

„Sagen Sie Ja oder Nein, liebes Kind," hob er fast ärgerlich wieder an.

Mary Anne blickte mit thränenvollen, ängstlichen Augen zu ihm empor.

„Ja, wenn ich Ihnen nützen und Sie pflegen kann, wenn Sie krank sind. Ich will auch für Sie arbeiten, so lange ich eine Hand rühren kann."

Sie faltete, indem sie dies sagte, krampfhaft die Hände. In Gedanken arbeitete und mühete sie sich schon für den Gott ihres Götzendienstes — den Gentleman, dessen lackirte Stiefel für sie gleichsam ein Blick in eine andere und schönere Welt gewesen waren, als in welcher sie zeither gelebt hatte.

Capitän Paget dämpfte jedoch ihren Enthusiasmus durch eine sanfte Geberde seiner abgemagerten Hände.

„So ist's gut, liebes Kind," murmelte er im Tone der Erschöpfung. „Ich bin noch nicht vollständig wieder bei Kräften, und Alles, was Geräusch und Aufregung heißt, ist mir unaussprechlich peinlich. Ach, mein armes Kind," setzte er in mitleidigem Tone hinzu, „wenn Sie einmal einem Diner bei dem Marquis von Hertford beigewohnt hätten, dann würden Sie wissen, wie viel sich ohne Geräusch thun läßt. Doch ich spreche da von Dingen, die Sie nicht verstehen. Sie werden mein Weib sein und zwar, wie ich nicht bezweifle, ein sehr gutes, freundliches, gehorsames Weib. Darüber sind wir einig. Was die Arbeiten für mich betrifft, so könnten diese armen kleinen Hände mit dem angestrengtesten Fleiße den Tag ungefähr so viel verdienen, daß ich mir dafür eine Cigarre kaufen könnte; nun aber rauche ich selten weniger als ein halbes Dutzend täglich, und Sie sehen daher, daß das, was Sie in dieser Beziehung sagen, weiter nichts ist als gutgemeinter Unsinn. Und nun wecken Sie Ihre Mutter, liebes Kind, denn ich möchte gern ein Schläfchen machen, kann aber, so lange diese gute Seele so unausstehlich schnarcht, kein Auge zuthun. Von unserem kleinen Arrangement aber sprechen Sie kein Wort eher, Mary Anne, als bis Sie mit Ihrer Mutter allein sind."

Und nachdem der Capitän dies gesagt, breitete er

sich ein Taschentuch über das Gesicht und überließ sich einem sanften Schlummer.

Der kleine Auftritt hatte ihn ermüdet, obschon derselbe so ruhig vor sich gegangen war, daß Mrs. Kepp fortgeschlafen hatte, ohne durch das kurze Bruchstück von häuslichem Drama, welches nur wenige Schritt von ihrem bequemen Lehnstuhl entfernt gespielt worden, gestört zu werden.

Ihre Tochter weckte sie nun, und sie strickte weiter an ihrem Strumpf, während Mary Anne dem geliebten Schläfer seinen Thee bereitete.

Die Tassen machten heute Abend in den vorsichtigen Händen des Mädchens mehr Geräusch als, sie sonst zu machen pflegten. Die Aufregung ihres Herzens schien sich den Spitzen ihrer Finger mitzutheilen, und das Klirren des Geschirrs verrieth die Stärke ihrer Gemüthsbewegung. Er sollte ihr Gatte werden. Sie sollte einen Gentleman heirathen, und was für einen Gentleman!

So unwürdige Kleinigkeiten, wie ein von dem ersten Schneider Londons gefertigter Rock und ein Paar aus der Werkstatt des ersten Londoner Schuhmachers hervorgegangene Stiefeln können den Keim zur reinsten Blüthe weiblicher Liebe und Selbstverleugnung legen! Mit Recht sagt ein Philosoph der Neuzeit, daß die Geschichte der Welt eigentlich weiter nichts ist, als die Geschichte alter Kleider.

Miß Kepp kam dem Befehl ihres Bewerbers nach, und erst am folgenden Tage, als sie mit ihrer Mutter in der verräucherten kleinen Küche unter Capitän Paget's Zimmern allein beisammen saß, setzte sie die würdige Frau von der Ehre in Kenntniß, welche ihr so huldreich erzeigt worden.

Und nun erduldete Mary Anne die erste der langen Reihe von Enttäuschungen, welche aus ihrer Neigung zu dem bettelarmen Capitän hervorgehen sollten.

Ihre Mutter war eine Frau, welche die Welt kannte und daher die Vortheile einer Heirath mit einem ruinirten Fünfziger durchaus nicht einsehen wollte.

„Ich möchte wissen, wovon er Dich ernähren sollte!" rief Mrs. Kepp, als ihre Tochter, nachdem sie die Geschichte erzählt, erröthend vor ihr stand. „Er kann ja nicht einmal mich regelmäßig bezahlen, Du weißt, wie schwer es mir immer geworden ist, Geld von ihm zu bekommen. Wenn er aber sich selbst nicht ernähren kann, wovon soll er Dich erhalten?"

„Sprich doch nicht so, Mutter!" rief Mary Anne, welche durch die praktischen Argumente ihrer Mutter in die Enge getrieben ward. „Du sprichst, als wenn ich nach weiter nichts fragte, als wo ich Nahrung und Kleider herbekäme. Ueberdies wird Capitän Paget nicht immer arm bleiben. Er sagte es mir gestern Abend, als er —"

„Er sagte es Dir!“ rief die ehrliche Wittwe mit ungeheuchelter Verachtung. „Hat er nicht immer und immer wieder gesagt, ich solle von dieser oder von jener Woche an meinen Zins regelmäßig bekommen, und habe ich denselben wohl jemals regelmäßig erhalten? Lasse ich nicht jetzt diesen Menschen aus purem Erbarmen noch bei mir wohnen? Ich bin eine arme Wittwe, und wer weiß, ob ich nicht bald selbst mitleidige Unterstützung brauche. Wenn Du nicht immer so gute Worte für ihn gegeben hättest, so wäre er schon seit drei Wochen aus dem Hause, als der Arzt sagte, er sei nun wieder so weit hergestellt, daß er ohne Gefahr transportirt werden könnte.“

„Also, Du würdest ihn hinaus auf die Straße gestoßen und seinem Schicksal überlassen haben, Mutter?“ rief Mary. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so herzlos sein könntest.“

Von dieser Zeit an herrschte Groll zwischen Mrs. Kepp und ihrer Tochter, welche bis jetzt eins der geduldigsten und gehorsamsten Kinder gewesen war. Der Fanatiker kann niemals dem Unglücklichen verzeihen, der nicht an die göttliche Natur seines Götzen glaubt, und die Frauen, die so blind und thöricht lieben, wie Mary Anne Kepp, sind die bigottesten Anbeter.

Das Mädchen konnte es nicht ertragen, daß ihre

Mutter ihr Götzenbild so herabsetzte, die Mutter hatte mit der Thorheit der Tochter keine Geduld, und nach langen peinlichen Zwistigkeiten und fortwährendem häuslichen Unfrieden — obschon man dem bettelarmen Sybariten nichts merken ließ — nach vielen Thränen und schlaflosen Nächten verstand Mary Anne Kepp sich eines Morgens, während ihre Mutter auf den Markt gegangen war, dazu, das Haus mit ihrem Geliebten in aller Stille zu verlassen.

Sie ließ ein Briefchen an ihre Mutter zurück, welches ein wenig unorthographisch, aber sehr rührend geschrieben war. Nachdem sie um Verzeihung ihres Ungehorsams gebeten, schloß sie mit den Worten:

„O Mutter, wenn Du wüßtest, wie gut und edel er ist, so würdest Du mir nicht zürnen, daß ich ihn so liebe. Gleich nach unserer Vermählung kommen wir wieder, und er wird Dich ehrlich und bei Heller und Pfennig bezahlen.“

Nachdem Mary Anne diese Epistel in der Küche geschrieben, legte sie ihren Sonntagsstaat an und fuhr mit dem Capitän in einer Droschke fort.

Gern hätte sie eine mit braunem Papier überzogene Schachtel mitgenommen, worin sich ihre übrige Garderobe befand; nachdem der Capitän aber schaudernd einen Blick darauf geworfen, erklärte er, daß

sie sich dadurch in den Augen Aller, wohin sie auch kämen, vollständig ruiniren würden.

„Ohne Gepäck kommt man zuweilen durch, liebes Kind,“ sagte er salbungsvoll; „mit *solchem* Gepäck aber nimmermehr.“

Das arme Mädchen gehorchte, ohne zu verstehen. Sie verstand das, was ihr Geliebter sagte, überhaupt sehr oft nicht, und es schien ihm auch nicht sonderlich viel daran zu liegen, daß sie ihn verstünde. Er sprach zu ihr ungefähr in derselben Weise, wie man zu einem treuen Hunde, wie Napoleon III. zu seinem Liebling Nero spricht: „Ich habe noch große Pläne auszuführen, mein ehrlicher Nero, obschon Du nicht klug genug bist, um den Zweck derselben zu errathen. Uebrigens muß noch ein Boulevard gebaut werden, alter Bursche, der kleine Zwist wegen Venetien ist auch noch nicht beigelegt, und für die unglücklichen Polen müssen wir ebenfalls etwas thun — nicht wahr, mein guter Hund?“ und so weiter.

Capitän Paget fuhr stracks nach einem sogenannten Registraturbureau, wo das neue Heirathsgesetz es ihm möglich machte, sich ohne weitere Umstände in Gegenwart des Droschkenkutschers und einer alten Frau, welche die Schwelle gefegt hatte, mit Miß Kepp zu vermählen.

Er machte die kurze Ceremonie ganz kaltblütig durch und ärgerte sich über die Thränen, welche die

arme Mary Anne unter ihrem wohlfeilen schwarzen Schleier vergoß. Den poetischen Aberglauben zu Gunsten eines Traurings hatte er vergessen, doch zog er einen kleinen Onyxring vom Finger und steckte ihn an den etwas derberen seiner Braut. Es war das letzte seiner Kleinodien, denn die Pfandleiher, die sich auf antike Gemmen nicht verstanden, hatten den Ring als werthlos zurückgewiesen.

Es liegt stets etwas Ominöses darin, wenn der Bräutigam den einfachen goldenen Reifen vergißt, welcher eine ewige Vereinigung veranschaulicht, und wer abergläubisch gewesen wäre, hätte vielleicht auch eine schlimme Vorbedeutung darin gesehen, daß auf dem Onyx der Kopf Nero's eingeschnitten war, eines Kaisers, dessen Gattin keineswegs zur Zahl der glücklichsten Frauen gehörte.

Da aber weder Mary Anne, noch der Registrator, noch der Droschkenkutscher, noch die Scheuerfrau, welche die Schwelle gefegt, jemals etwas von Nero gehört hatten, und da Horatio Paget selbst zu gleichgültig und blasirt war, um abergläubisch zu sein, so war Niemand da, welcher ängstliche Schlüsse gezogen hätte, und Mary Anne ging mit ihrem feinen Gatten stolz und glücklich davon, in einer freudigen Stimmung, die nur dann und wann durch den Gedanken an eine mit Recht erzürnte Mutter gestört ward.

Capitän Paget führte seine junge Frau in eine

reizende Wohnung in Halfmoonstreet, und sie wunderte sich nicht wenig, als sie ihn zu der Wirthin sagen hörte, er sei soeben mit seiner Gattin aus Devonshire angelangt, und sie gedächten en passant und ehe sie nach dem Continent weiter reisten, ungefähr eine Woche in London zu verweilen.

„Meine Frau hat bis jetzt fast immer auf dem Lande gelebt," sagte der Capitän, „und ich muß ihr daher, trotz dem abscheulichen Wetter, einige der Sehenswürdigkeiten Londons zeigen. Das Verteufelte bei der Geschichte ist nur, daß mein Diener mich falsch verstanden und mit unserem Gepäck gleich weiter nach Paris gegangen ist. Indessen morgen wird sich Alles finden."

Die Wirthin war in ihrem Benehmen außerordentlich höflich, denn Capitän Paget hatte sich auf Personen bezogen, welche zu den Magnaten des Landes gehörten; er kannte die Menschen genau genug, um zu wissen, daß Referenzen, wenn sie nur genügsam imponiren, in der Regel nicht näher erörtert werden.

Der Schwindler, welcher sich seinem Opfer gegenüber auf den Herzog von Sutherland und das Banquierhaus Baring bezieht, hat die beste Aussicht, ohne weitere Erkundigung und blos auf das Gewicht dieser geheiligten Namen hin für solid und achtbar angesehen zu werden.

Von dieser Zeit an bis zum Tage ihres Todes hörte Mary Anne Paget ihren Gatten selten etwas sagen, wovon sie nicht gewußt hätte, daß es erlogen war. Er hatte sich den Reihen der Geier zugesellt. Er hatte sich als vornehmer Bettler auf das Krankenlager niedergelegt, und als Schwindler stand er davon wieder auf.

Nun begannen die kleinlichen Behelfe und erbärmlichen Fälschungen, wodurch die Raubvögel sich von dem Fleisch und Blut unglücklicher Tauben mästen. Nun wurden die Taubenschläge von einem neuen Würger umflattert — einem feinen Geier, dessen wohlklingende Sprache und untadelhafte Manieren den Unvorsichtigen verderblich waren.

Von nun an nährte Horatio Cromie Nugent Paget sich von der Thorheit seiner Nebenmenschen.

Als Beförderer von Actiengesellschaften, die nie das Licht erblickten; als Kassirer von Leihgeschäften, in welchen Niemand etwas geliehen bekam; als Capitalist, der im Begriff stand, einen neuen Fabrikationsartikel einzuführen, durch dessen Verkauf ein Gewinn von fünftausend Pfund jährlich erzielt werden mußte, weshalb ein Theilhaber mit gleichem Capital gesucht ward; als der geheimnißvolle X. Y. Z., welcher für die unbedeutende Vergütung von dreißig Briefmarken das Geheimniß einer eleganten und angenehmen Beschäftigung mittheilen will, womit Jeder, Mann

wie Weib, sieben Pfund zehn Schilling die Woche verdienen kann — kurz unter jeder Maske, hinter welcher der Schwindler sein fluchwürdiges Ich verbirgt, trieb Capitän Paget sein grausames Handwerk und wußte immer neue Opfer zu finden.

Natürlich kamen Zeiten, wo die Tauben nur langsam in das bestrickende Netz flatterten und wo der Geier hungern mußte, so daß der Capitän sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den Glanz einer Wohnung in einem aristokratischen Stadttheil mit einem armseligen Versteck in irgend einem obscuren Gäßchen zu vertauschen.

Niemals aber kehrte er nach dem Hause zurück, in welchem seine Gattin ihre Jugend verlebt hatte, wie inständig Mary Anne auch bat, die Forderung zu bezahlen, welche ihre arme Mutter noch an ihn hatte.

Wenn er bei Kasse war, so pochte er seine junge Gattin liebreich auf den Kopf und sagte, er wolle es nächstens besorgen, das heißt, Mrs. Kepp's Rechnung bezahlen; wagte sie dagegen ihn daran zu erinnern, wenn seine Börse nur dürftig versehen war, so fragte er sie in grimmigem Tone, wie er die übertriebenen Ansprüche ihrer Mutter befriedigen solle, während er kaum einen Sixpence für sich habe.

Mrs. Kepp's Rechnung ward niemals bezahlt, und Mary Anne sah das Antlitz ihrer Mutter nie

wieder. Mrs. Paget war eine jener schüchternen, liebenden Creaturen, die durch und durch feig sind. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihrer Mutter ohne das Geld gegenüberzutreten, welches ihr der Capitän schuldig war; sie hatte nicht den Muth, sich den Vorwürfen der Wittwe, den Fragen, deren Beantwortung ihr so furchtbar peinlich sein mußte, und den Stachelreden auszusetzen, die ihr armes, bekümmertes Herz gemartert haben würden.

Dahin war ihr kurzer Traum von Liebe und Glück! Nun wußte sie, daß ihre Mutter klüger gewesen war als sie selbst, und daß es besser für sie gewesen wäre, wenn sie dem trügerischen Glanze eines Ehebündnisses mit Horatio Cromie Nugent Paget entsagt hätte, dessen auf dem Einband eines alten Buches stehende hochtrabende Namen nicht ohne Einfluß auf das unwissende Mädchen gewesen waren.

Die Tochter der Wittwe lernte während der wenigen Jahre ihres Ehestandes nur sehr wenige Tage das Glück kennen.

Von einem Ort zum andern geschleppt zu werden, heute in einem feinen Speisehause und morgen in einer Bettlerherberge zu essen; schöne Kleider, die niemals bezahlt wurden, zu tragen, und sie sofort auszuziehen, wenn sie zum Pfandleiher getragen werden mußten; zu wissen, daß das Leben eine Lüge und ein Fallstrick ist, und daß man, wenn man einen Ort

verläßt, nur Verachtung und Verwünschungen zurückläßt — dies waren die Annehmlichkeiten der Existenz einer Frau, deren Gatte von seinem Witze lebte.

Abgesehen hiervon hatte Mrs. Paget auch die Veränderungen der Laune ihres Eheherrn zu dulden. Wenn die Tauben bereitwillig in das Netz gingen und wenn ihr Gefieder des Rupfens verlohnte, dann war der Capitän nach seiner Weise sehr freundlich gegen seine Gattin, das heißt, er nahm sie mit, wenn er ausging, hielt ihr über die Schäbigkeit ihres Hutes eine tüchtige Strafpredigt, kaufte ihr einen neuen, gab ihr ein Mittagsmahl, wovon sie krank ward, und schickte sie dann in einer Droschke nach Hause, während er selbst den Abend in ihm mehr zusagender Gesellschaft verbrachte.

Wenn aber schlechte Zeiten für die Sippschaft der Geier kamen, o welch ein unheimlicher Genoß am häuslichen Herde war dann der elegante Horatio! Nachdem er den ganzen Tag heuchlerisch gelächelt, während Wuth und getäuschte Erwartung an seinem Herzen nagten, war es ihm ein Trost und Genuß, in seinen eigenen vier Pfählen den Tyrannen zu spielen.

Der menschliche Geier besitzt etwas von der Wildheit seines gefiederten Vorbildes. Ein Mensch, der davon lebt, daß er seine Mitmenschen ausbeutet, muß ein hartes Herz haben, denn ein einziges Gefühl des Mitleids, eine einzige Regung menschlichen

Erbarmens könnte gerade im entscheidenden Augenblick das Gelingen seines schönsten Planes vereiteln.

Dabei war Capitän Paget fortwährend der Ansicht, daß er Mary Anne dadurch, daß er ihr seine Hand geboten und ihr erlaubt, sein Abenteurerleben zu theilen, eine hohe Ehre erwiesen habe.

Er machte keinen Versuch, das unwissende Mädchen ein wenig zu bilden. Er schauderte wohl, wenn er die Fehler hörte, die sie beim Sprechen machte, aber sie darüber zu belehren, hätte ihm Mühe gekostet, und vor Allem, was Mühe hieß, hegte Horatio Paget einen aristokratischen Widerwillen.

Mary Anne hinwiederum fürchtete sich vor ihrem Gatten. Sie verehrte und bediente ihn mit schüchternem Schweigen, und bewahrte das Geheimniß ihres Kummers und zwar so gut, daß er die mannichfachen Ursachen der Blässe ihres Gesichts und des hohlen Glanzes ihrer Augen selbst nicht ahnte.

Sie hatte ihm ein Kind geboren, ein reizendes kleines Mädchen mit jenen großen schwarzen Augen, die in dem Antlitz der Kindheit stets einen so eigenthümlichen, bezaubernden Ausdruck haben, und sie hätte gern dieses Kind als die Hoffnung und den Trost ihres freudenlosen Lebens betrachtet.

Der Geier ist aber kein häuslicher Vogel, und ein Kind wäre bei den raschen Wanderungen, welche

Capitän Paget und seine Gattin zuweilen zu machen genöthigt waren, ein Hinderniß gewesen.

Ehe das Kind noch eine Woche alt war, ließ der Capitän eine Annonce in ein öffentliches Blatt einrücken, und binnen weniger als vierzehn Tagen ward Mary Anne aufgefordert, ihr Kleinod einer ältlichen unsaubern Frau auszuliefern, die in einer elenden kleinen Gasse in einem abgelegenen District zwischen Vauxhall und Battersea wohnte und sich dazu verstand, das Kind in die Ziehe zu nehmen.

Mary Anne gab, ohne zu widersprechen, das Kind hin, so willenlos, wie sie sich selbst überliefert haben würde, wenn der Capitän einen maskirten Henker an ihr Bett gebracht und gesagt hätte, es stehe im Nebenzimmer der Richtblock für sie bereit. Dem Willen ihres Gatten Widerstand leisten zu wollen, fiel ihr nicht ein.

So ertrug sie ihre Existenz nach der Geburt ihres Kindes beinahe fünf Jahre, und während dieser elenden Jahre war das einzige Dichten und Trachten ihres Lebens darauf gerichtet, dafür zu sorgen, daß das für die Ernährung und Erziehung der Kleinen bedungene Geld richtig bezahlt würde.

Noch vor dem fünften Geburtstag des Kindes aber schwand die Mutter von dem Angesicht der Erde hinweg. Sie starb in einer elenden Wohnung, nicht sehr weit von dem Ort ihrer Geburt, in den

Armen einer Wirthin, welche ihr in der Noth Trost und Hülfe gespendet, so wie sie selbst an dem herabgekommenen Gentleman gethan.

Dieser saß zur Zeit des Ablebens seiner Frau im Gefängniß und wunderte sich nicht wenig, als ihre Morgenbesuche ebenso ausblieben, wie die kleinen Luxusgenüsse, die sie ihm zu bringen gepflegt.

Er hatte sie seit länger als einer Woche vermißt und zweimal — das zweite Mal in ziemlich zornigen Ausdrücken — an sie geschrieben, als endlich ein schmutziger Knabe sich in dem unheimlichen großen Zimmer einfand, wo er und ein halbes Dutzend andere niedergeschlagene und melancholische Männer an kleinen Tischen saßen und Briefe schrieben oder thaten, als ob sie Zeitungen läsen, und einander von Zeit zu Zeit verstohlen ansahen.

Es giebt keinen Gefangenen, der von seinen eigenen Kümmernissen so ausschließlich in Anspruch genommen wäre, daß er nicht Zeit fände, sich zu fragen, weswegen wohl sein Nachbar hier sei.

Der Knabe war instruirt, dem „armen guten Gentleman“ die traurige Nachricht vorsichtig mitzutheilen; als er aber die stolze Habichtnase und die forschenden grauen Augen des Capitäns sah, ward er ängstlich und platzte mit seiner Meldung geradezu heraus.

„Die Dame ist heute früh um zwei Uhr gestor-

ben, Sir, und meine Mutter sagte, ich sollte hierhergehen und es Ihnen melden, Sir."

Für Capitän Paget war dieser Schlag ein geradezu betäubender.

„Allmächtiger Gott!" rief er, indem er auf den Stuhl niedersank, der unter seiner Last knarrte. „Ich habe ja gar nicht gewußt, daß sie krank ist!"

Noch weniger wußte er, daß ihr ganzes Eheleben eine einzige lange Herzkrankheit — eine fortgesetzte eintönige Qual der Reue und Scham gewesen war.

Drittes Capitel.

Eine schnelle Abreise.

Diana Paget verließ den Cursaal und ging langsam die hübsche ländliche Straße hinauf.

Bald verweilte sie vor einem kleinen Bilderladen, dessen Inhalt sie auswendig konnte, bald schaute sie nach den großen Fenstern des Tempels zurück, den sie soeben verlassen.

„Was fragen sie darnach, was aus mir wird?“ dachte sie, als sie zum letzten Male, ehe sie die Hauptstraße von Forêt-de-chêne verließ, nach den blanken, nichtssagenden Fenstern emporblickte und dann in eine krumme Nebengasse einbog, deren holperiges Pflaster aufwärts nach den mit Tannen bewachsenen Bergen führte.

Das Haus, in welchem Capitän Paget seine Wohnung genommen, war ein hohes, weißes Ge-

bäude in der engsten der engen Nebengassen, welche die Hauptstraße des hübschen belgischen Badeorts kreuzen, einer Gasse, in welcher die Bewohner der gegenüberstehenden Häuser einander die Hand reichen können und wo der Geruch der Kohlgemüse und Zwiebeln, welche in der Küche der Einheimischen so vielfach zur Verwendung kommen, die Nase des Ausländers von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang beleidigt.

Am Eingang dieses Gäßchens blieb Diana stehen, nach kurzer Ueberlegung aber ging sie weiter.

„Was nützt es mir, nach Hause zu gehen?“ dachte sie, „sie kommen doch erst in einigen Stunden.“

Sie ging langsam die bergige Straße hinauf und dann schlug sie einen schmalen Pfad ein, der sich aufwärts durch die Tannenwaldung schlängelte.

Hier war sie ganz allein, und die Stille des Orts äußerte eine beschwichtigende Wirkung auf sie. Sie nahm ihren Hut ab und schlang die verschossenen Bänder um ihren Arm. Der warme Lufthauch hob das lose Haar von ihrer Stirn, während sie so immer weiter aufwärts wanderte.

Es war ein sehr schönes Gesicht, von welchem dieses lose dunkle Haar durch den Sommerwind emporgehoben ward.

Diana Paget hatte etwas von dem weichen Liebreiz ihrer Mutter und ein wenig von der patricischen

Schönheit der Pagets geerbt. Die Augen glichen denen, welche bei Horatio Paget gewacht hatten, als er im Hause der Wittwe auf dem Krankenbett lag. Die entschlossene Krümmung der schmalen, biegsamen Lippen und die feine Form des Kinns waren erbliche Attribute der Nugent Pagets, und eine Aehnlichkeit mit dem unteren Theil von Miß Paget's Gesicht hätte sich in manchem männlichen und weiblichen Bildniß des Ahnensaals in Thorpehaven Manor auffinden lassen, wo jetzt ein Nugent Paget herrschte, der keine Verwandtschaft mit dem in so schlechtem Rufe stehenden Capitän anerkannte.

Die stillen Betrachtungen des Mädchens, als sie so die Anhöhe erstieg, waren nicht angenehm. Die Gedanken der Jugend sollten immer schön sein, eine Jugend aber, welche im Umgange mit Gaunern und Schwindlern verflossen, ist schlimmer als Alter, denn die Erfahrung hat sie gelehrt, bitter zu sein, während die Zeit sie noch nicht gelehrt hat, geduldig zu sein. Für Diana Paget war die Kindheit freudenlos und das Mädchenalter einsam gewesen.

Jene kahle, öde Gegend, welche zwischen Vauxhall und Battersea liegt, und worauf die Augen des Kindes zuerst geruht hatten, war gleichsam das Abbild dieser liebelosen Kindheit.

Mit dem Tode der Mutter war der einzige Licht=

strahl hinweggeschwunden, welcher Diana's Verlassenheit verschönt hatte.

Sie ward von einer Pflegerin zur andern geschafft, und diese Pflegerinnen durften sie nicht lieben, denn sie war für dieselben nur eine Bürde und Beschwerde. Es war für den Capitän so schwer, die elende Summe, welche man für den Unterhalt seiner Tochter verlangte, zu bezahlen — oder vielmehr, es war für ihn weit leichter, sie nicht zu bezahlen.

Es kam daher fortwährend eine Zeit, wo Diana wie ein Packet in der Wohnung ihres Vaters von einer entrüsteten Ziehmutter abgegeben ward, welche die Geschichte ihrer Forderung in lautgellendem Tone erzählte und welcher der Capitän in desto höflicherem Tone entgegnete, ihre Forderung sei eine gewöhnliche Schuld und sie habe das Mittel, zu derselben zu gelangen, in ihren eigenen Händen, obschon er sie darauf aufmerksam machen müsse, daß dasselbe Gesetz, welches ihr dieses Mittel an die Hand gebe, jede anstößige Kundgebung ihres Zornes in einer fremden Wohnung streng verpöne.

Nachdem Miß Paget all' diesen Tumult und Streit mit angehört, blieb sie dann allein bei ihrem Vater zurück und bemerkte sehr bald, daß ihre Gegenwart ihm unangenehm war.

Als sie größer ward, brachte der Capitän sie in eine Schule, und bei dieser Gelegenheit beschloß er,

den Gönner einer Person zu spielen, in Bezug auf welche er früher einmal zu stolz gewesen, um sich zu erinnern, daß sie auch im Register seiner Verwandten stand.

Jeder Stammbaum hat einige verkümmerte Aeste, und die Pagets von Thorpehaven hatten dürftige Cousins, welche in dem gewaltigen Kampfe des Lebens sich gezwungen sahen, mit in Reih' und Glied zu fechten.

Eine dieser armen Verwandten war eine Miß Priscilla Paget, welche frühzeitig jene Neigung zu geistiger Beschäftigung und jene Nachlässigkeit gegen die Pflichten der Toilette gezeigt, woran man den geborenen Blaustrumpf zu erkennen glaubt.

Ganz allein in der Welt stehend, wußte Priscilla das Capital ihrer Bildung gut zu verwerthen, und nachdem sie beinahe zwanzig Jahre lang den Posten einer ersten Lehrerin in einer starkbesuchten Pensionsschule zu Brompton bei London bekleidet, erwies sie ihrer zeitherigen Principalin mit aufrichtigem Schmerz die letzte Ehre, legte, ehe ein Monat nach dem Begräbniß vergangen war, ihre Ersparnisse im Ankaufe des Geschäfts an und machte sich selbst zur Herrin des Hauses.

Dieser Dame vertraute Capitän Paget die Ausbildung seiner Tochter an, und in Priscilla's Hause fand Diana ein Obdach, welches beinahe eine Heimath

war, bis ihre Verwandte der Versprechungen, die niemals gehalten wurden, eben so überdrüssig ward, wie der erbärmlichen Summen, welche abschläglich auf eine Schuld bezahlt wurden, die mit jedem Tage größer ward.

Es kam somit der Tag, wo auch Miß Paget sich entschloß, sich ihrer Pflegebefohlenen, die ihr nichts einbrachte, zu entledigen, und abermals sah Diana sich wie ein Packet unbestellbarer Waare an der Wohnung ihres Vaters abgeliefert.

Priscilla that, was sie konnte, um den Schmerz ihrer Schülerin bei dieser Trennung zu mildern.

„Nicht als ob ich etwas gegen Dich hätte, Diana, obschon Du Dich erinnern wirst, daß Dein Betragen nicht immer tadellos gewesen ist," sagte sie mit sanftem Ernst; „Dein Vater macht es aber zu arg. Wenn er mir gar keine Versprechungen gäbe, so würde ich besser von ihm denken. Wenn er mir offen sagte, er könne mich nicht bezahlen, und mich bäte, Dich aus Mitleid zu behalten" — die jetzt fünfzehnjährige Diana schauderte, als sie dieses demüthigende Wort vernahm — „nun, dann würde ich mir die Sache vielleicht überlegen und sehen, ob es sich thun ließe. So aber von einer Zeit zur andern hingehalten zu werden, das kann ich mir nicht gefallen lassen, Diana. Wenn Du zwei oder drei Jahre älter und in Deiner Ausbildung etwas weiter wärest, so könnte ich Dich vielleicht

als Lehrerin für die kleinen Schülerinnen behalten, aber meine Mittel erlauben mir nicht, Dich drei Jahre lang umsonst zu ernähren und zu kleiden. Deshalb habe ich keine andere Wahl, als Dich nach Hause zu schicken."

Die Heimath, nach welcher Diana Paget bei dieser Gelegenheit gebracht ward, war eine Wohnung über einem Spielwaarenladen in Westminster Road, wo der Capitän ziemlich angenehm von dem Ertrag einer „Freundschaftlichen und philanthropischen Darlehnsgesellschaft" lebte.

Es war aber kein sehr herzlicher Willkommen, welcher Diana in dem prunkhaft möblirten Empfangszimmer über dem Spielwaarenlager erwartete.

Ihr Vater saß schlafend in seinem Lehnstuhl, während ein junger Mann, der ihr völlig unbekannt war, an einem Tisch in der Nähe des Fensters saß und Briefe schrieb.

Es war ein trüber Novembertag, und die Laternen der Westminsterbrücke bildeten schon gelbe Ringe von krankhaftem Licht inmitten des Nachmittagsnebels.

Als Diana in das Zimmer trat, riß sich der Capitän mit ungeduldiger Bewegung sein seidenes Taschentuch vom Gesicht.

„Was ist's? Was giebt's?" fragte er ärgerlich, ohne die Eindringlingin anzusehen.

Einen Augenblick später erkannte er sie, aber

dennoch ward diese erste ungeduldige Begrüßung durch keine nachfolgende wärmere vergessen gemacht.

Es war eine traurige, bittere Wahrheit, daß Capitän Paget sich aus seiner Tochter nichts machte. Seine Verheirathung mit Mary Anne Kepp war der einzige dankbare Impuls seines Lebens gewesen, und selbst das Gefühl, welches ihn zu dieser Heirath bewogen, war keineswegs frei von einem egoistischen Anflug.

Ganz unvorbereitet aber war er darauf gewesen, daß dieses große Opfer seines Lebens noch ein zweites in der Sorge für eine Tochter nach sich ziehen würde, die er gar nicht brauchte oder haben wollte, und er fühlte sich stark versucht, mit dem Schicksal zu hadern, welches ihm diese Last aufgebürdet.

„Wenn Du ein Knabe wärest, so hätte ich Dich früher oder später mir nützlich machen können," sagte der Capitän zu seiner Tochter, als er sich am Abend ihrer Rückkehr mit ihr allein sah; „aber was um's Himmels willen soll ich bei dem unstäten Leben, welches ich führe, mit einem Mädchen anfangen? Indessen, da jene alte Hexe Dich nun einmal fortgeschickt hat, so müssen wir sehen, was wir mit Dir anfangen," setzte er mit einem Seufzer der Unzufriedenheit hinzu.

Von dieser Zeit an hatte Diana Paget mit in

dem Geierneſt gewohnt, und jeder Tag hatte ſeine neue Lehre von Schwindelei und Lüge gebracht.

Es giebt Leute — und noch dazu ſchlechte Leute — welche das Geheimniß ihrer Nothbehelfe und Gemeinheiten vor einem einzigen Kind zu verbergen bemüht ſein würden, Horatio Paget aber hielt ſich für das Opfer der Undankbarkeit der Menſchen und ſeine Miſſethaten für die Nothwendigkeit eines feindſeligen Schickſals.

Diana Paget hatte ſchon während ihrer erbärmlichen Kindheit ſo manche Schwäche ihres Vaters entdeckt, und in den Tagen ihrer unbezahlten Schulzeit hatte ſie erfahren, daß man ſich auf ſeine feierlichſten Verſprechungen nicht mehr verlaſſen konnte, als auf den launenhaften Hauch des Sommerwindes.

Die Enthüllungen, welche ihrer jetzt unter dem väterlichen Dach harrten, waren ihr daher nicht gänzlich fremd oder unerwartet.

Tag für Tag gewöhnte ſie ſich mehr an dieſe Atmoſphäre der Lüge und des Betrugs.

Das Gefühl der Scham verließ ſie aber niemals, denn es giebt einen Stolz, der ſelbſt durch Armuth und Entwürdigung nicht ertödtet wird, und dieſen Stolz beſaß Diana Paget in nicht geringem Grade.

Qualvoll war für ſie das Bewußtſein, daß ſie die Tochter eines Mannes war, der jedes Anrecht auf die Achtung ſeiner Mitmenſchen verwirkt hatte.

Sie legte Werth auf die gute Meinung Anderer und hätte sich gern geliebt, bewundert und im Besitz von Vertrauen und Achtung gesehen, denn sie war ehrgeizig, und der Gedanke, daß sie vielleicht später einmal etwas thun könnte, was sie über die große Masse emporhöbe, dies war der Traum, der sie in mancher Stunde der Demüthigung und des Mißbehagens getröstet hatte.

Diana Paget fühlte die Schande ihres Vaters eben so schmerzlich, als ihre Mutter dieselbe empfunden hatte, die Reue aber, welche die sanfte Mary Anne gemartert, das zärtliche Mitleid für Andere, welches jenes treue, liebende Herz gequält hatte — dies fand in der Brust der Tochter des Capitäns keinen Raum.

Diana fühlte so viel Mitleid mit sich selbst, daß sie für andere Leute keins übrig hatte. Die Leute, welche von ihrem Vater betrogen wurden, waren allerdings zu beklagen, aber war sie selbst nicht weit, weit unglücklicher? Die Wirthin, welche ihre Zimmer verlassen und ihren Zins unbezahlt sah, hatte vielleicht Grund, sich über die Härte ihres Schicksals zu beschweren, aber war es für Diana, mit der Empfindlichkeit und dem Stolze der Pagets, nicht noch weit härter, die Entwürdigung zu tragen, die mit dem verstohlenen Wegschaffen von Gepäck und einer heimlichen Flucht unter dem Schleier der Nacht verbunden war?

Anfangs war Miß Paget geneigt gewesen, sich durch die Gegenwart des jungen Mannes, den sie in der Dämmerung des Novembernachmittags Briefe schreiben gesehen, unangenehm berührt zu fühlen, mit der Zeit aber lernte sie ihn als einen Gefährten betrachten, und fühlen, daß ihr freudenloses Leben ohne ihn noch freudenloser sein würde. Er war Secretär der „Freundschaftlichen und philanthropischen Darlehnsgesellschaft", so wie jeder andern Gesellschaft, welche es dem Capitän beliebte, zu organisiren. Er war Capitän Paget's Werkzeug, aber nicht Capitän Paget's Opfer, denn Valentin Hawkehurst war nicht aus dem Stoff geformt, aus welchen Opfer und Betrogene geschaffen zu sein pflegen.

Der Mann, welcher von seinem Witz lebt, bedarf eines treuen Freundes und Anhängers. Der oberste der Geier darf nicht allzu leicht zugänglich sein. Es muß eine vorbereitende Prüfung zu bestehen, ein Vorzimmer zu passiren geben, ehe das Opfer in das Heiligthum geführt wird, in welchem der silberne Schleier des Propheten strahlt. Einen solchen fähigen Gehülfen fand Capitän Paget in Valentin Hawkehurst, welcher sich auf eine jener verlockenden Ankündigungen hin meldete, in welchen A. B. C. oder X. Y. Z. ein Salair von dreihundert Pfund jährlich jedem gebildeten Manne zu bieten pflegte, welcher im

Stande war, Secretärdienste bei einer neu errichteten Gesellschaft zu übernehmen.

Erst nachdem der Suchende sich auf dieses verlockende Anerbieten hin gemeldet, ward ihm mitgetheilt, daß er noch eine unerläßliche Qualification in Gestalt eines Capitals von fünfhundert Pfund besitzen müsse.

Als der Capitän in jener sanften und doch würdevollen Weise, die ihm eigenthümlich war, diese Bedingung stellte, schlug Mr. Hawkehurst ein lautes Gelächter auf.

„Ich hätte mir gleich denken können, daß es ein solcher Schwindel sei," sagte er dann gelassen. „Ihre Annonce ist sehr geschickt abgefaßt, mein werther Herr, nur geht es ihr, wie fast allen von dieser Art — sie lautet ein wenig zu geschickt. Es ist für einen gescheidten Mann sehr schwer, nicht zu gescheidt zu sein. Die vorherrschende Schwäche des menschlichen Verstandes scheint mir Uebertreibung zu sein. Indessen, da ich weder fünfhundert, noch auch nur fünf Pfund in der Tasche, oder irgend Aussicht habe, diese Summe jemals mein zu nennen, so will ich Ihnen hiermit wieder guten Morgen wünschen, Capitän Paget."

Es giebt Leute, welchen bei dem Blick der Entrüstung, womit Horatio Paget den Mann betrachtete, der seine Rechtschaffenheit zu bezweifeln gewagt, das Blut zu Eis erstarrt wäre.

Mr. Hawkehurst hatte aber schon lange zuvor, ehe er den Capitän kennen lernte, aufgehört, für dergleichen Eindrücke empfänglich zu sein, und er hörte den indignirten Verweis des Capitäns mit bewunderndem Lächeln an.

Gleichwohl ging aus diesem so wenig versprechenden Anfang eine Art Freundschaft zwischen den beiden Männern hervor.

Horatio Paget hatte schon seit einiger Zeit ein geschicktes Werkzeug bedurft, und in dem jungen Manne, dessen kaltblütige Insolenz seiner eigenen Würde noch überlegen war, gewahrte er gerade die Persönlichkeit, die er schon lange gesucht hatte.

Dieser junge Mann, der sich durch die Entrüstung eines Nachkommen der Nugents, Cromies und Pagets nicht einschüchtern ließ, mußte für das Gefühl der Furcht und Scheu gänzlich unzugänglich sein, und gerade einen so festgepanzerten jungen Mann brauchte der Capitän zu seinem Gehülfen.

So entstand der Bund, welcher mit jedem Tage fester ward, bis Valentin seine Wohnung unter dem Dache seines Gönners und Arbeitgebers nahm und sich hier gründlicher heimisch machte, als die unwillkommene Tochter des Hauses.

Die Geschichte der Vergangenheit Valentin's war dem Capitän so ziemlich bekannt, die einzige Geschichte aber, welche Diana jemals über das frühere Leben

des jungen Mannes zu hören bekam, war etwas unbestimmt und fragmentarisch.

Allmälig bekam sie heraus, daß er der Sohn eines verschwenderischen Schriftstellers war, der den größeren Theil seines Lebens im Schuldgefängniß zugebracht hatte; daß er, kaum fünfzehn Jahre alt, entlaufen war und sein Glück in allen jenen Gewerben versucht hatte, welche keine specielle Vorbildung nöthig machen und sich dem Taugenichts und Abenteurer von selbst einladend darzubieten scheinen.

Mit fünfzehn Jahren war Valentin Hawkehurst Laufbursche in einem Zeitungsbureau und mit siebzehn ein Journalist gewesen, dessen Geschreibsel in der geringeren Klasse von Wochenschriften fast immer Aufnahme fand. Später war er Schauspieler auf einem Theater in der Provinz, Kunstreiter, Billardmarqueur und Wettagent gewesen.

Nachdem er diese freien Künste eine nach der andern versucht, ohne sie besonders einträglich zu finden, lernte er Capitän Paget kennen.

Dies war der junge Mann, welchem Horatio Paget den Umgang mit seiner einzigen Tochter gestattete. Man darf nicht als Entschuldigung für den Capitän geltend machen wollen, daß er einen noch weit schlimmeren Mann als Valentin Hawkehurst in seinen Familiencirkel hätte aufnehmen können, denn der Capitän hatte sich nie die Mühe genommen, die Tiefen

des moralischen Werths oder Unwerths seines Gehülfen zu sondiren.

Nichts ist kurzsichtiger als der Egoismus, und außerhalb des ihn unmittelbar umgebenden Kreises war Niemand blinder als Horatio Paget.

Es war dämmerig geworden, als Diana der einsamen Pfade unter den Bergen überdrüssig ward, während sie zuweilen stehen blieb, um die von der Sommerluft heraufgetragenen Klänge eines Orchesters zu hören, welches unten im Thale musicirte.

Die Einsamkeit des Orts wirkte beschwichtigend auf das fieberhaft aufgeregte Gemüth des Mädchens.

Sie setzte sich in einen kleinen classischen Tempel, der auf dem Gipfel eines der Berge stand, und schaute gedankenvoll abwärts durch den purpurnen Nebel auf die eben angezündeten Laternen, welche matt aus dem Thale heraufschimmerten.

„Hier fühlt man nicht, wie drückend es ist, schlecht gekleidet zu sein," dachte Miß Paget. „Die Bäume tragen alle einerlei Costüm. Die Natur macht keinen Unterschied. Nur das Schicksal behandelt seine Kinder parteiisch."

Die Tochter des Capitäns ging langsam in der sich immer tiefer herabsenkenden Dämmerung nach der kleinen Stadt zurück.

Die Wohnung, welche Horatio Paget mit seinen Begleitern innehatte, bestand aus vier geräumigen

Zimmern im zweiten Stock eines großen, weitläufigen Hauses. Die Zimmer waren nur ganz gewöhnlich möblirt und mit einigem Flittertand aufgeputzt. Sie hatten aber hohe, breite Fenster und einen eisernen Balkon, auf welchem es Diana Paget oft Vergnügen machte, zu sitzen.

Sie fand das Wohnzimmer finster und leer.

Es war kein Mittagsmahl bereitet worden, denn an Glückstagen dinirten der Capitän und sein Günstling an der Table d'hôte eines feinen Hôtels oder speisten à la carte, während sie an unglücklichen Tagen gar nicht dinirten.

Diana fand heute in einem geräumigen alten Schranke, in welchem es sehr nach Mäusen roch, eine Semmel und etwas Sahnkäse, und nachdem sie sich in dem dunkeln Zimmer einigermaßen damit gesättigt, ging sie hinaus auf den Balkon, setzte sich hier nieder und schaute hinab auf die erleuchtete Stadt.

So hatte sie beinahe eine Stunde dagesessen, als die Thür des Wohnzimmers sich öffnete und ein Tritt sich hinter ihr vernehmen ließ.

Sie kannte den Tritt, und obschon sie den Kopf nicht emporrichtete, so gewannen ihre Augen doch in der Sommerdämmerung neuen Glanz, und die nachlässige Anmuth ihrer Haltung verwandelte sich in statuenhafte Starrheit, obschon in ihrer Attitüde selbst keine Veränderung vorging.

Sie rührte sich nicht eher, als bis eine Hand sich leicht auf ihre Schulter legte und eine Stimme sagte:

„Diana!"

Der Sprechende war Valentin Hawkehurst, der junge Mann, dessen Eintritt in den goldenen Tempel von Capitän Paget's Tochter so ungeduldig erwartet worden war.

So wie er sprach, erhob sie sich und drehte sich nach ihm herum.

„Sie haben wahrscheinlich verloren, Mr. Hawkehurst," sagte sie, „sonst wären Sie nicht nach Hause gekommen."

„Ich muß gestehen, daß Sie in Ihrer Voraussetzung Recht haben, Miß Paget, und über den Schluß, den Sie daraus ziehen, brauchen wir nicht zu streiten. Ich habe allerdings verloren, ganz verwünscht verloren, und da man am grünen Tisch keinen Credit giebt, so hatte ich keinen Vorwand, länger zu bleiben. Ihr Vater hat während der letzten zwei Stunden auch nicht mehr immer gewonnen; als ich aber den Salon verließ, stand er im Begriff, mit einigen Franzosen in das Hôtel d'Orange zu gehen und dort einige Partien Ecarté zu machen. Unser Freund, der Capitän, ist ein feiner Spieler, Miß Paget, und besitzt ein köstliches Talent, distinguirte Bekanntschaften zu machen."

Es giebt wenig Töchter, die es nicht unangenehm

berührt hätte, auf diese wegwerfende Weise von einem Vater sprechen zu hören, Diana Paget aber ward durch das, was sie jetzt hörte, nicht im mindesten bewegt. Sie hatte wieder ihre frühere Attitüde angenommen und schaute nach den erleuchteten Fenstern des Cursaals, während Mr. Hawkehurst mit den Händen in den Taschen und einer Cigarre im Munde an der Ecke des Fensters lehnte.

Seit drei Jahren hatte er in fortwährendem Umgange mit der Tochter des Capitäns gelebt, und in dieser Zeit hatte sein Benehmen gegen sie eine bedeutende Veränderung erlitten.

In der letzten Zeit hatte es dem eines älteren Bruders geglichen, dessen Herz für den Einfluß der Liebenswürdigkeit einer Schwester unzugänglich ist. Wäre Diana Paget ein stumpfnäsiges junges Ding mit rothem Haar und weißen Augenwimpern gewesen, so hätte er ihr kaum mit freundschaftlicherer Gleichgültigkeit oder brüderlicherer Vertraulichkeit begegnen können.

Unglücklicherweise ist ein solches Benehmen, obschon es vielleicht das klügste und ehrenwertheste ist, welches ein junger Mann beobachten kann, wenn er sich in die gefährlich vertrauliche Nähe einer schönen und schutzlosen Dame versetzt sieht, gerade das, welches ein schönes Weib niemals verzeiht.

Ritterliche Steifheit, melancholische Würde, starre

Kälte, welche das Kochen der Lava unter der eisigen Oberfläche verrathen — diese sind dem weiblichen Gemüth angenehm; freundschaftliche Gleichgültigkeit aber und brüderliche Cordialität sind die schlimmste Beleidigung, die ihrer Schönheit angethan werden kann, die bitterste Verletzung der Majestät ihres Geschlechts.

„Ich glaube, es wird Mitternacht werden, ehe Papa nach Hause kommt, Mr. Hawkehurst," hob Diana plötzlich an, als der junge Mann seine Cigarre zu Ende geraucht und den letzten Stummel über den Balkon geworfen hatte.

„Wahrscheinlich noch über Mitternacht, Miß Paget. Darf ich fragen, wie ich auf einmal Mr. Hawkehurst geworden bin, während ich seit den letzten drei Jahren mich gewöhnlich Valentin oder Val habe nennen hören?"

Diana wendete ihren Kopf mit einer Geberde herum, durch welche sie die Nachlässigkeit seines eigenen Benehmens nachahmte. Sie warf einen raschen verstohlenen Blick auf ihn und antwortete dann:

„Was kommt darauf an, ob ich Sie bei dem einen oder dem andern Namen nenne?"

„Ja, was kommt darauf an? In der ganzen Welt giebt es nichts, worauf etwas ankäme, als das Geld. Gehen Sie und sehen Sie jene armen Teufel da drüben an, und Sie werden sehen, was das werth

ist," rief Mr. Hawkehurst indem er auf den erleuchteten Cursaal zeigte; „dort sehen Sie die eine große Wahrheit des Weltalls in Thätigkeit. Ueber das Geld geht nichts, die Menschen sind die Sclaven des Geldes, und das Leben ist weiter nichts als ein anderer Name für das Streben nach Geld. Gehen Sie und sehen Sie die Schönheit an, welche dort drüben in dem grellen Licht und in der Hitze welkt; die Jugend, die sich vor Ihren Augen in Alter verwandelt, die Freundschaft, welche in Haß umschlägt, wenn die Chancen des Spiels für meinen Freund und gegen mich sind. Der Cursaal ist die Welt im Kleinen, Diana, und unser großer Erdball ist weiter nichts als ein riesiger Spieltisch, ein gewaltiger Tempel der Anbetung des goldenen Kalbes."

„Aber wenn Sie diese Leute da drüben so herzlich verachten, warum ahmen Sie dieselben dann nach?"

„Weil ich ihnen gleiche und einer von ihnen bin. Ich sage Ihnen, das Geld ist der Anfang und das Ende aller Dinge. Warum bin ich hier und warum ist mein Leben aus Niedrigkeiten und Lügen zusammengesetzt? Weil mein Vater ein Schurke war und mir nicht fünfhundert Pfund jährliche Einkünfte hinterließ. Apropos, ich möchte wissen, was aus mir geworden wäre, wenn ich wirklich fünfhundert Pfund jährliche Einkünfte besäße."

„Ehrlich und glücklich wären Sie geworden," antwortete das Mädchen in eindringlichem Tone.

Sie vergaß ihre erheuchelte Gleichgültigkeit und sah den jungen Mann mit wehmüthigen, ernsten Augen an.

Er begegnete diesem Blick, und der Ausdruck seines eigenen Gesichts ging von cynischem Lächeln in gedankenvolle Wehmuth über.

„Ja, vielleicht ehrlich, und dennoch bezweifle ich fast, ob irgend etwas unter fünftausend Pfund jährlich mich ehrlich erhalten haben würde. Glücklich wäre ich ganz bestimmt nicht gewesen. Menschen, welche mit fünfhundert Pfund jährlich glücklich sein können, sind aus schwerfälligerem Stoff geschaffen, als aus welchem ein Hawkehurst geformt ist."

„Wie, Sie sagen, Sie würden mit fünfhundert Pfund jährlich nicht glücklich geworden sein?" rief Diana ungeduldig. „Ganz gewiß würde jede anständige Existenz ein Glück für Sie sein im Vergleich mit dem erbärmlichen Leben, welches Sie jetzt führen — dem schmachvollen, entwürdigten Leben, welches Sie aus der Gesellschaft achtbarer Leute ausschließt und Sie auf gleiche Stufe mit dem Diebe stellt. Wenn Sie einen Funken von Stolz besäßen, Valentin, so würden Sie dies eben so bitterlich empfinden wie ich."

„Ich besitze aber einmal keinen Stolz. Was mein

Leben betrifft, nun ja, so gebe ich zu, daß es ein schmachvolles und entwürdigtes ist, und ich weiß, daß es auch oft ein erbärmliches ist; es sagt mir eben einmal besser zu, als das alltägliche ausgefahrene Gleis der Solidität. Ich kann den einen Tag Truthahn mit Trüffeln und Champagner schmausen und mich den nächsten mit Brod, Käse und Dünnbier begnügen, aber fortwährend Rind- oder Hammelfleisch essen, das könnte ich nicht. Das ist für Leute von meinem Temperament geradezu der Tod. Es giebt einmal geborene Taugenichtse in der Welt, und ich gehöre zu dieser Zahl. Mein Name ist Robert Macaire,*) und ich bin zu dem Leben, welches ich führe, geschaffen. Halten Sie sich fern von mir, wenn Sie Hang zu besseren Dingen haben; suchen Sie aber nicht meine Natur zu ändern, denn dies wäre verlorene Mühe."

„Valentin, es ist grausam von Ihnen, so zu sprechen."

„Grausam? Gegen wen?"

---

*) Robert Macaire ist bekanntlich der Name des Helden in dem französischen Drama „Der Hund des Aubry", welches seiner Zeit die Runde über fast alle europäischen Bühnen machte, und wegen dessen Goethe, als es gegen seinen Willen auch in Weimar zur Aufführung kam, die Oberleitung der Hofbühne niederlegte. Jetzt versteht man unter einem „Robert Macaire" jeden kühnen, gewandten Verbrecher, der zugleich gesellschaftlichen Schliff besitzt. Anm. d. Uebers.

„Gegen — gegen die Personen — welchen an Ihnen gelegen ist.“

Es war jetzt ganz finster, aber selbst in der Finsterniß senkte Diana Paget's Kopf, indem sie dies sagte, sich ein wenig tiefer.

Mr. Hawkehurst lachte geradeaus.

„Denen an mir gelegen ist?“ wiederholte er. „Solche Leute haben nie gelebt. Mein Vater war ein schuftiger Trunkenbold, der seine Kinder aufwachsen ließ, wie er ein Rudel junge Hunde unter seinem Ofen geduldet haben würde, blos weil es ihm weniger Mühe machte, sie da liegen zu lassen, als sie hinauszuwerfen. Meine Mutter war anfangs eine ganz gute Frau, das weiß ich; aber sie hätte mehr sein müssen, als ein sterbliches Weib, wenn sie nicht in zwölf Jahren eines solchen Lebens, wie sie mit meinem Vater führte, einen Theil ihrer Herzensgüte verloren hätte. Ich glaube, sie liebte mich, die arme Seele, aber sie starb sechs Monate zuvor, ehe ich aus der Wohnung davonlief, die man mir und meinen Geschwistern im Schuldgefängniß — denn eine andere Heimath kannten wir nicht — eingeräumt hatte. Seit dieser Zeit bin ich Robert Macaire gewesen und habe ungefähr so viele Freunde, wie ein solcher Mann gewöhnlich hat.“

„Wenn Sie wenig Freunde haben, so können Sie

sich kaum darüber wundern," sagte Miß Paget. „Es giebt ja Niemanden auf der Welt, den Sie lieben."

Sie sah ihn, nachdem sie dies gesagt, aufmerksam an, obschon es zu dunkel war, als daß sie den Ausdruck seines Gesichts hätte sehen können. Jede Gemüthsbewegung, welche durch ihre Worte hervorgerufen worden wäre, hätte sich nur durch Geberden oder veränderte Haltung sichtbar machen können. Sie beobachtete ihn aber vergebens, denn er rührte sich nicht.

Nach einer Pause von einigen Minuten sagte er jedoch langsam:

„Ein Mann wie ich hat nicht die Mittel, um Jemanden zu lieben. Was habe ich der Frau, auf deren Liebe ich vielleicht Anspruch machte, zu bieten? Vielleicht Wahrheit, oder Ehre, oder Rechtschaffenheit, oder Treue? Dies sind Artikel, die ich niemals geführt habe. Wenn ich weiß, worin sie bestehen und daß ich sie niemals besessen, so ist das so ziemlich die ganze Kenntniß, die ich davon habe. Wenn etwas Gutes an mir ist, Diana, so besteht es in der Thatsache, daß ich weiß, was für ein erbärmlicher Wicht ich bin. Ihr Vater glaubt, er sei ein großer Mann, ein edles duldendes Wesen, und die Welt habe ihn ungerecht behandelt. Ich dagegen weiß, daß ich ein Schurke bin und daß, mögen meine Mitmenschen mir noch so schlecht begegnen, dies immer nicht schlimmer

ist, als ich es verdiene. Bin ich also wohl ein Mann, der von Liebe sprechen oder eine Frau auffordern darf, sein Leben zu theilen? Ach, großer Gott! Welch einen herrlichen Lebensgefährten würde ich ihr bieten! Welch eine glückliche Existenz könnte ich ihr bereiten!“

„Wenn aber ein Mädchen Sie liebte, so würde es Sie gerade deswegen, weil Sie unglücklich sind, nur um so mehr lieben.“

„Ja, wenn es ein sehr junges, thörichtes und romantisches Geschöpf wäre. Meinen Sie aber nicht, daß ich ein Verworfener wäre, wenn ich mir die jugendliche Thorheit einer solchen unerfahrenen Person zu Nutzen machte? Sie würde mich vielleicht einige Jahre lieben und alle Veränderungen meines Temperaments ertragen, gleichwohl aber würde einmal der Tag kommen, wo sie aus ihrer Täuschung erwachte und einsähe, daß sie betrogen worden. Sie würde andere Frauen sehen, die wahrscheinlich weniger begabt wären als sie, aber gleichwohl ihre Reize gut zu verwerthen gewußt hatten. Sie würde dieselben reich, geehrt und glücklich sehen, und in den schmutzigen Gassen auf die Seite treten, um sich nicht von den Rädern ihrer Equipagen mit Koth bespritzen zu lassen. Und dann würde sie überlegen, für welchen Preis sie ihre Jugend und ihre Schönheit hingegeben, und sie könnte den Mann, der sie betrogen, nur

hassen. Nein, Diana, so verworfen, wie die Welt mich vielleicht glaubt, bin ich nicht. Ich liege selbst im Schmutze, aber ich bin daran gewöhnt, und es fällt mir nicht ein, ein Weib deshalb, weil ich sie liebe, zu mir herabzuziehen."

Es trat ein langes Schweigen ein — ein Schweigen, während dessen Diana Paget auf die flimmernden Lichter des Cursaals hinabschaute.

Valentin zündete sich eine zweite Cigarre an und rauchte sie schweigend. Die Uhren schlugen Elf, als er den Stummel wegwarf und wie eine Sternschnuppe durch die neblige Atmosphäre von dem Balkon hinunterfallen ließ.

„Ich glaube, es kann nichts schaden, wenn ich sehe, was Ihr Vater da drüben macht," sagte er dann. „Gute Nacht, Diana. Bleiben Sie nicht zu lange in der kalten Nachtluft sitzen und warten Sie nicht auf Ihren Vater. Wer weiß, wann er heimkommt!"

Diana gab keine Antwort. Sie hörte das Zufallen der Thür, als er dieselbe hinter sich schloß, dann legte sie ihre verschränkten Arme auf das eiserne Geländer des Balkons, ließ ihren Kopf darauf niedersinken und weinte still.

Ihr Leben war ein sehr ödes und trauriges, und es kam ihr vor, als ob ihr heute Abend auch die letzte Hoffnung genommen worden wäre, die sie bis jetzt vor unnatürlicher Verzweiflung bewahrt hatte.

Es schlug auf einem der Kirchthürme zwölf Uhr, und immer noch saß sie da und ließ ihren Kopf auf den verschränkten Armen ruhen.

Ihre Augen waren jetzt ganz trocken, denn Thränen waren bei ihr etwas Seltenes, und die Leidenschaft, welche ihr dergleichen auspreßte, mußte nothwendig eine heftige sein.

Die Nachtluft ward kalt und feucht, obschon aber Diana dann und wann fröstelte, so rührte sie sich doch nicht eher von ihrem Platz, als bis sie durch das Oeffnen der Thür in dem Zimmer hinter ihr aufgerüttelt ward.

In dem Zimmer war Alles finster; Diana Paget aber kannte den Tritt, der sich auf dem teppichlosen Fußboden vernehmen ließ.

Es war nicht ihr Vater, sondern Valentin Hawkehurst, dessen Tritt ihr leises Ohr unterschied.

„Diana!" rief er und murmelte dann im Tone der Ueberraschung: „Alles noch finster. Wahrscheinlich ist sie zu Bett gegangen. Das ist schade."

In diesem Augenblick gewahrte er die Gestalt auf dem Balkon.

„Was um's Himmels willen hat Sie bewogen, so lange hier sitzen zu bleiben? Wollen Sie sich durchaus zu Tode erkälten?"

Er stand, während er diese Frage that, am Kaminsims und zündete ein Licht an. Der Schein desselben

fiel voll auf sein Gesicht, als Diana in das Zimmer trat, und sie sah sofort, daß er bleicher war als gewöhnlich.

„Ist etwas vorgefallen?" fragte sie ängstlich.

„Ja, es ist sehr viel vorgefallen. Sie werden Forêt-de-chêne morgen früh mit dem ersten Zuge verlassen, um nach England zurückzukehren. Schauen Sie her! Ich kann Ihnen gerade so viel Geld geben, als Sie brauchen, um nach London zu kommen. Sind Sie einmal dort, so muß die Vorsehung weiter sorgen."

„Valentin, was wollen Sie sagen?"

„Ich will weiter nichts sagen, als daß Sie nicht schnell genug von hier fortkommen, daß Sie nicht schnell genug sich von den Personen trennen können, mit welchen Sie jetzt gelebt haben. Kommen Sie, Kind; kommen Sie und frösteln Sie nicht. Trinken Sie einen Tropfen von diesem Cognac und lassen Sie mich die Farbe auf Ihr Gesicht zurückkehren sehen, ehe ich etwas Weiteres sage."

Er goß den Rest des Inhalts einer Rumflasche in ein Glas und bewog Diana zu trinken. Sie mußte aber, ehe ihr dies gelang, den Rand des Glases zwischen ihre zusammengebissenen Zähne zwängen.

„Wohlan, Diana," hob Valentin, nachdem sie getrunken, wieder an, „Sie haben die Schule des Unglücks bereits so weit durchgemacht, daß Sie im Stande sein müssen, ein neues Mißgeschick mit ziem-

licher Ruhe hinzunehmen. Alles gleicht sich im Leben wieder aus, darauf verlassen Sie sich, und die glücklichen Menschen, welche ihre Schulden bezahlen, müssen eben so gut leiden als die Familie Macaire. Ich bin ein elender Taugenichts, aber trotzdem Ihr aufrichtiger, treuer Freund, Diana, und Sie müssen mir versprechen, meinen Rath zu befolgen. Sagen Sie mir, daß Sie mir Vertrauen schenken wollen."

„Ich habe ja Niemanden weiter, dem ich vertrauen könnte."

„Hier allerdings nicht, in England aber haben Sie Ihre alte Freundin, die Dame, in deren Schule Sie waren. Glauben Sie, daß diese sich weigern würde, Ihnen ein zeitweiliges Obdach zu gewähren, wenn Sie sich als arme Verlassene an sie wendeten?"

„Ich glaube nicht, daß Sie mich fortweisen würde. Sie war sehr gut gegen mich. Aber warum soll ich nach London zurück?"

„Weil Ihr längerer Aufenthalt hier Ihnen nur Schmach und Verderben bringen würde; weil das Band, welches Sie an Horatio Paget fesselt, auf jede Gefahr hin zerrissen werden muß."

„Aus welchem Grunde?" fragte Diana.

„Aus dem besten oder schlimmsten Grunde, den es geben kann. Ihr Vater hat heute Abend einen Kunstgriff versucht, der ihm bis jetzt allemal so unfehlbar gelungen ist, daß er wahrscheinlich dabei nicht

mehr mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen ist. Vielleicht hat er auch den Mann, mit welchem er spielte, nicht richtig beurtheilt und ihn für unerfahrener gehalten, als derselbe im Grunde genommen war. Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle, kurz, man hat ihn auf frischer That ertappt und durch die Polizei festnehmen lassen."

„Festnehmen, weil er falsch gespielt!" rief das Mädchen mit dem Ausdruck unaussprechlichen Schreckens und Entsetzens.

Valentin's Arm war bereit, sie zu stützen, wenn sie ein Symptom von Ohnmacht verrathen hätte, aber dies war nicht der Fall.

Sie stand aufrecht vor ihm, sehr bleich aber fest wie ein Felsen.

„Und Sie wollen, daß ich fortgehe?" sagte sie.

„Ja, ich wünsche, daß Sie von diesem Platze verschwinden, ehe man Sie als die Tochter Ihres Vaters kennen lernt. Dies wäre so ziemlich der schlimmste Ruf, den Sie durch's Leben tragen könnten. Glauben Sie, daß ich es gut mit Ihnen meine, Diana, und folgen Sie meinem Rath."

„Ja, ich werde es thun," antwortete sie mit einer gewissen verzweiflungsvollen Resignation. „Es ist für mich ein Schweres, nach England zurückzukehren, um so ganz allein der Welt gegenüber zu treten. Ich will aber thun, wie Sie mir sagen."

Sie gab keine Sympathie für ihren, in diesem Augenblick zur Haft gebrachten Vater zu erkennen und bewies dadurch ohne Zweifel, daß sie sehr ruchlos und unweiblich war. In der Schule aber, in welcher Diana Paget erzogen worden, pflegen weder weibliche Tugenden, noch christliche Gesinnungen zu blühen. Diana gehorchte Valentin Hawkehurst buchstäblich, ohne in sentimentale Klagen auszubrechen.

Ihre dürftige Habe war in wenig mehr als einer Stunde sauber zusammengepackt. Um drei Uhr legte sie sich in ihrem kleinen Schlafzimmer nieder, um so viel Ruhe zu genießen, als in Zeit von zwei Stunden möglich war.

Um sechs Uhr stand sie neben Valentin Hawkehurst auf dem Perron der Eisenbahnstation mit einem braunen Gazeschleier über dem Gesicht und wartete, bis der Zug zum Abgange fertig gemacht war.

Erst als sie schon im Wagen saß, sprach sie von ihrem Vater.

„Wird man sehr hart mit ihm verfahren?“ fragte sie.

„Nein, ich hoffe, das wird man nicht. Wir müssen sehen, daß wir ihn so gut als möglich durchbringen. Die Anklage kann sich gleich bei dem ersten Verhör als unhaltbar herausstellen. Leben Sie wohl.“

„Leben Sie wohl, Valentin.“

Die beiden jungen Leute hatten nur eben noch Zeit, einander die Hand zu drücken, ehe der Zug sich in Bewegung setzte. Noch ein Augenblick und Miß Paget und ihre Mitpassagiere rollten in der Richtung von Lüttich davon.

Mr. Hawkehurst zog den Hut tiefer in die Augen herein, als er von der Station hinwegging.

„Die Welt wird mir ohne sie sehr langweilig und leer vorkommen," sagte er bei sich selbst. „Ich habe aber wenigstens einmal in meinem Leben uneigennützig gehandelt. Ich bin neugierig, ob mir das einmal da droben gutgeschrieben und auf dem Conto meiner Sünden in Abrechnung gebracht werden wird."

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.



















